

Die Hausindustrie in der schweizerischen Seidenstoffweberei.

Von Dr. jur. publ. Josephine van Anrooy.

Vorwort.

Es wird wohl nicht nötig sein, die durch meinen verehrten Lehrer, Herrn Professor Dr. H. Herkner, in mir angeregte Idee, die Seidenhausweberei zum Gegenstand meiner näheren Studien zu wählen, ausführlich zu motivieren.

Wohl aber scheinen mir einige einleitende Worte notwendig über die Art und Weise, wie ich bei meiner Untersuchung vorgegangen.

Ausgeschaltet habe ich von vornherein die Basler Bandweberei, wie ja überhaupt die um Basel und Zürich sich gruppierenden Seidenindustrien völlig unabhängig voneinander sind und dementsprechend behandelt werden.

Es erschien mir aber auch besser, die Beuteltuchweberei gar nicht zu berücksichtigen, obgleich diese als zur Stoffweberei gehörig betrachtet wird. Denn diese Beuteltuchweberei bildet ein Ganzes für sich, und die Verhältnisse ihrer Arbeiter sind von denen der übrigen Stoffweber ganz verschieden, so dass die Einheit der vorliegenden Arbeit durch sie gänzlich gestört worden wäre.

Das, was mir an gedrucktem Material vorlag, ist im Text genannt worden und braucht hier nicht aufgezählt zu werden.

Im übrigen gründet sich meine Arbeit ganz auf persönliche Untersuchung und Beobachtung, und wo die grössten Lücken waren, auf Mitteilungen verschiedener, mit unserem Gegenstand vertrauter Personen, nicht auf Fragebogen u. s. w.

Ich hatte zuerst die naheliegende Absicht, an die Untersuchung einer bestimmten Gemeinde oder eines Bezirkes im Gebiete der Seidenhausindustrie zu gehen, gab aber diesen Plan auf, als es mir klar wurde, dass es auf diese Weise ganz unmöglich sein würde, ein auch nur einigermaßen klares Licht auf die Eigenart der in Frage stehenden Hausindustrie zu werfen, dass man dazu mindestens einige Gegenden des Kantons Zürich mit den „Kolonisationsgebieten“ müsste vergleichen können.

Bei einer anderen, die zürcherische Seidenhausweberei überhaupt ins Auge fassenden Untersuchung

konnte ich aber auf eigene Faust gar nichts unternehmen, sondern bedurfte der Unterstützung durch die Seidenfabrikanten, und diese ist mir in reichem Masse zu teil geworden. Ohne sie hätte ich meine unzähligen Touren im Gebiete der Hausweberei nicht machen können.

Nun ist mir der Vorwurf denkbar und auch begreiflich, dass ich dadurch, dass ich mich den Angestellten der Fabrikanten angeschlossen, um meine „Neutralität“ und meine Unbefangenheit gekommen sein müsse. Man ist ja heute mit den Vorstellungen an eine durch harte Vermittler eingeschüchterte und gedrückte Heimarbeiterbevölkerung vertraut, und auch ich selbst bin, offen gestanden, mit einem ziemlichen Misstrauen an die praktische Vorarbeit gegangen.

Das Kapitel über „Lohn und Arbeitszeit“ nun, das ja nur positive Tatsachen enthält, und die „Einzelschilderungen“ nachher werden, wie ich hoffe, zur Genüge beweisen, dass die Anrüster mir nicht etwa dem Unternehmer besonders angenehme Fälle vorgelegt haben.

Ausserdem möchte ich an dieser Stelle mit vollem Nachdruck hervorheben:

1. Dass ich, ausser im Anfang, als ich selbst eine starke Scheu vor dem Eindringen in die Wohnungen der Leute und vor dem Ausfragen zu überwinden hatte, und vielleicht hie und da bei dem anders gearteten Völkchen im Berner Jura, nirgends auf eine miss-trauische, unfreundliche Bevölkerung gestossen bin. Dass ich im Gegenteil manchmal aus dem Staunen nicht herausgekommen bin über eine solch sympathische Gastfreundschaft, ein solch freundliches Entgegenkommen, ein solch freimütiges Auftreten. So kam es, dass ich mich oft weit weg wähnte von unserer in Klassen und unzählige Koterien gespaltenen Gesellschaft. Wer schweizerische ländliche Verhältnisse kennt, wird wissen, wie ich dies verstanden haben möchte.

2. Dass ich, so sehr ich immer die Augen offen behalten habe, nichts, aber auch gar nichts habe entdecken können von einem barschen, unteroffiziersmässigen Verhältnis der Anrüster gegenüber den Weberinnen. Es hängt dies mit dem unter 1. Gesagten wie Wirkung und Ursache zusammen.

Es sollen hiermit nicht etwa die Fehler, die einer rein persönlichen und in dieser Weise angestellten Untersuchung notwendig anhaften, vertuscht werden, sondern damit nur gesagt werden, was jeder weiss, dass eine ganze Welt zwischen den Zentren der schweizerischen Seidenstoffweberei und z. B. den Weberdistrikten gewisser deutscher Mittelgebirge liegt. Darum sind die Klippen, an denen einem die Unparteilichkeit zerschellt werden könnte, in der Schweiz viel weniger gross als in vielen Hauswebergebieten auswärts.

Mein Dank gebührt auch an dieser Stelle ausser Herrn Prof. Herkner namentlich dem Sekretariate der Seidenindustriengesellschaft des Kantons Zürich, dem Schweizerischen Bauernsekretariate, Herrn Kantonsrat Hofstetter in Rüti und den Herren Fabrikanten Gustav Siber, Ulrico Vollenweider, Robert Schwarzenbach und Hermann Schärer und ihren Angestellten, denen allen ich mannigfache Anregung und Unterstützung oder auch wertvolles Material verdanke. Nicht zu vergessen aber auch der Anruster, mit denen ich so viele Stunden an sonnigen und stürmischen Tagen im lieben Schweizerland verlebt habe.

I. Kapitel.

Die äussere Entwicklung der schweizerischen Seidenweberei seit der Mitte des 19. Jahrhunderts.

In der Geschichte jeder modernen Industrie ist die Anwendung des Dampfes auf den Betrieb der grosse Wendepunkt gewesen. Das war auch in der Seidenstoffweberei der Fall, die erst verhältnismässig spät — einige Jahrzehnte später als die Baumwollweberei zum Beispiel — von der Maschine erfasst wurde.

Die französische Revolution hatte eine Demokratisierung der Mode gebracht, welche die eigentliche Kleiderstoffweberei mächtig förderte auf Kosten der alten Zürcher Florweberei, die schon in den Anfängen des 19. Jahrhunderts gänzlich in den Hintergrund gedrängt wurde. Die Aufhebung der städtischen Privilegien hatte eine rasche Dezentralisierung der Seidenindustrie im Gefolge; namentlich seit dem Jahre 1830 wanderten die Fabriken immer mehr aufs Land, das bis dahin eine selbständige Seidenindustrie noch nicht gekannt hatte¹⁾.

¹⁾ „Geschichte der zürcherischen Seidenindustrie vom Schlusse des XIII. Jahrhunderts an bis in die neuere Zeit.“ Im Auftrage der Aufsichtskommission der Seidenwebschule bearbeitet von *Adolf Bürkli-Meyer*. Zürich, Druck von Orell Füssli & Co. (nicht im Buchhandel).

In den Dreissiger- und Vierzigerjahren macht die Weberei in der Fabrikation glatter und einfacher façonierter Stoffe stete, ruhige Fortschritte; es entstehen immer neue Artikel, die man früher gar nicht gekannt hatte und die als „Zürcher Artikel“ in der ganzen Welt bekannt geworden sind¹⁾.

Von einer fieberhaften Bewegung aber, wie etwa in der Baumwollindustrie, ist nichts zu spüren, — eine grosse Änderung bringt in den Dreissigerjahren nur die Einführung der mechanischen Florettspinnerei im Kanton Zürich²⁾.

Erst seit 1850 ging es auch in der Seidenweberei rascher voran. Und was die da beginnende Periode für den Zürcher Fabrikanten bedeutete, das weiss uns niemand besser zu schildern als Robert Schwarzenbach:

„Die Fünfziger- und Sechzigerjahre dürfen als die patriarchalische Periode unserer zürcherischen Seidenindustrie bezeichnet werden. Es gab damals kaum ein beneidenswerteres Metier, als dasjenige eines Seidenfabrikanten war: jahraus, jahrein dieselben paar Artikel, Taffetas noir, Marceline etc., lauter leichte Taffettewebe, für deren Erstellung Zürich damals einen Weltruf und sozusagen das Monopol hatte und in welchem die Nachfrage gewöhnlich stärker war als das Angebot . . . Die Fabrik arbeitete teils auf fixe Bestellung, teils in Konsignation nach New York, Russland und dem Orient. Verluste waren die seltene Ausnahme, hübsche, teilweise glänzende Profite die Regel. Es gab damals nur europäische Seiden und solche nur in 2—3 Titres (Nummern, d. V.), mit welchen die Kombinationen für Erstellung sämtlicher Artikel gemacht wurden. Unmittelbar nach der Ernte pflegten die Fabrikanten ihre Rohstoffengagements für einen schönen Teil ihrer Jahresproduktion einzugehen, und von da an war ihre Arbeit eine fast rein mechanische: Beaufsichtigung des Zettelns, Windens, Webens. Für den Verkauf und die Aufnahme der Bestellungen liess man die Herren Kommissionäre in Zürich, Moskau, New York sorgen, die Verkaufsrechnungen und Rimessen liefen in gehöriger Zeit ein, das Profitchen wurde auf jeder einzelnen Kiste ausgerechnet, und so ging's weiter, jahraus, jahrein, dass es eine wahre Lust war.

Im Jahre 1861 schien es einen Augenblick, als ob der Ausbruch des nordamerikanischen Bürgerkrieges eine Bresche in diese universelle Gemütlichkeit schiessen wollte, aber der Schlag wurde abgewendet durch die 1860 vollständig zum Durchbruch gekommene Freihandelspolitik Englands, welche unsern Fabrikanten den höchstbedeutenden englischen Markt erschloss. Daher ungetrübte Fortdauer der Prosperität trotz ver-

¹⁾ Bürkli, a. a. O., S. 202.

²⁾ Bürkli, a. a. O., S. 203.

mindertem Absatz nach Nordamerika. Die Verhältnisse wandten sich noch mehr zu unsern Gunsten, als 1864 Frankreich, dem Beispiele Englands folgend, ebenfalls Zollfreiheit auf importierte Seidenwaren dekretierte. Als dann im Mai 1865 der amerikanische Bürgerkrieg endlich sein Ende erreichte, und als gleichzeitig oder unmittelbar nachher der ins Stocken geratene Absatz von Seidenwaren in den Unionsstaaten sich stark vermehrte, da schien es allerdings, als ob das tausendjährige Reich für unsere Seidenfabrikanten heranzubrechen wollte, und in der Tat darf *die Periode 1866 bis 1882 als eine fast ununterbrochene Kette günstiger Konjunktoren für unsere Branche bezeichnet werden*. Wenn trotzdem viele Fabrikanten nicht oder nur wenig vorwärts gekommen sein mögen, so muss die Ursache eben in andern Faktoren als in den Konjunktoren gesucht werden¹⁾“.

Schon ziemlich im Anfang dieses goldenen Zeitalters für die Seidenfabrikanten wurden die ersten mechanischen Seidenwebstühle aufgestellt; wie sich aber diese innere Entwicklung, der Kampf zwischen Handstuhl und Maschine abspielt, werden wir in einem eigenen Kapitel behandeln.

Welche Momente sind es nun gewesen, welche allmählich der „universellen Gemütlichkeit“ ein Ende bereitet und kompliziertere Verhältnisse ins Leben gerufen haben?

1. In den Vierzigerjahren eröffnete der Opiumkrieg die fünf chinesischen Freihäfen, und schon damals, in grösseren Massen aber erst um 1860, als die Seidenraupenkrankheit Südfrankreich und Italien heimsuchte, hielt die billigere chinesische Seide ihren Einzug in Europa. Sie eröffnete der Seidenindustrie Wachstumsmöglichkeiten, von denen man sich bisher nichts hatte träumen lassen.

2. Von beinahe gleich grosser Tragweite war die Erfindung, die Seide während des Prozesses des Schwarzwerdens zu beschweren; im Anfang nur in bescheidenem Masse, als Ersatz des Gewichtsverlusts, den die Seide durch das Abkochen erfährt, 1865 aber schon mit 50% und später unendlich mehr²⁾. War auch im Anfang die farbige Seide von der Beschwerung ausgeschlossen, so blieb die Chemie beim ersten Schritt nicht stehen; heute kann jede Nuance während der Färbung eine Gewichtsvermehrung erfahren, und es gibt tatsächlich fast gar keine Seide mehr, die davon verschont bleibt³⁾.

¹⁾ „Schweizerische Landesausstellung in Zürich 1883.“ Bericht über Gruppe 1: Seidenindustrie, S. 3—4. Die Kursivierung ist von uns.

²⁾ „Landesausstellung 1883“, a. a. O., S. 4.

³⁾ „Bericht über die Seidenindustrie an der Weltausstellung in Paris 1901“, S. 58. Nur ist die Beschwerung bei hellen

Durch die Beschwerungskunst ist es erst möglich geworden, relativ billige und dennoch, wie der technische Ausdruck lautet, „griffige“ Gewebe herzustellen. Hierdurch und durch die Einfuhr asiatischer Seiden wurde eine gewaltige Zunahme des Seidenkonsums bewirkt.

Robert Schwarzenbach wirft nun seinen Berufsgenossen vor, dass sie sich durch ihren starren Konservatismus, durch ihren Mangel an Initiative von der Ausnutzung dieser neuen Faktoren haben zurückhalten lassen. Sie wollten nicht „pröbeln“ mit chinesischen und beschwerten Seiden, griffen die neuen Artikel nicht auf, welche die Mode in den Siebzigerjahren begünstigte; lieber als ihre Metiers abzuändern, verharren sie noch jahrelang „in dem alten Schlendrian“, fuhren fort, „gegen den Strom zu schwimmen“, leichte Sachen zu weben, „welche niemand wollte und auf denen im günstigsten Falle kein Geld verloren wurde“¹⁾.

Und die böse Folge war, dass die Zürcher Fabrik von Lyon und auch von Krefeld vollständig überflügelt wurde. Krefeld und Lyon machten lukrative Geschäfte in Frankreich und England, Zürich war davon so gut wie ausgeschlossen, es „fabriziert drauflos, ohne recht zu wissen, für welchen Konsum, und schliesslich, wenn man vergeblich versucht hat, die Ware irgendwo in Europa loszuschlagen, kommt der Retter in der Not in Gestalt eines nordamerikanischen Konsignationsdrummers, welcher dem Fabrikanten goldene Berge verspricht, um ihm dann am Ende der Saison eine recht traurige Abrechnung zu schicken“²⁾. Gerade die unverhältnismässige Ausdehnung, welche der Zürcher Umsatz mit den Vereinigten Staaten angenommen hat, schreibt Schwarzenbach, beweist mehr als alles andere, in welcher schlimmer Lage sich die Zürcher Fabrik befindet, d. h. sich Anno 1883 befand.

Denn der Selbsterhaltungstrieb hat sich schliesslich auch bei einer ganzen Reihe Zürcher Fabrikanten als stark genug erwiesen, und zum Teil hat sicher auch das strenge Urteil, das der erste ihrer Kollegen über sie sprach, eine gute Wendung herbeigeführt.

Farben noch viel schädlicher; sie sind nämlich viel empfindlicher gegen Sonnenlicht geworden. — Man verdankte der Chemie um 1860 noch einen andern „Fortschritt“. Das Jahr 1860 bildet nämlich die Grenzscheide zwischen der Verwendung der alten Pflanzenstoffe und der neuen *Anilinfarben*, mit deren Entdeckung im Jahre 1859 die Färberei eine grosse Umwandlung erfuhr. S. „Die Seidenindustrie an der Landesausstellung in Genf 1896“, Bericht erstattet von H. Meyer, Direktor der Zürcher Seidenwebschule, S. 28. Direktor Meyer sagt über die neue Farbmethode: „Ein Blick . . . belehrt uns, dass die neuen Farben viel schöner, lebhafter und glänzender sind als die alten; dagegen wissen wir auch, dass viele derselben ebenso unbeständig als schön sind.“

¹⁾ „Landesausstellung 1883“, a. a. O., S. 5 und 7.

²⁾ A. a. O., S. 10.

In den Achtzigerjahren kam der Aufschwung.

Der Bericht über die Seidenindustrie an der Weltausstellung in Paris 1889¹⁾ charakterisiert den Unterschied gegenüber dem Bilde, das Zürich auf früheren Ausstellungen geboten, folgendermassen (S. 31):

„Nur noch wenige Fabrikanten vergeuden ihre Zeit an den alten sogenannten Zürcher Artikeln, und im grossen und allgemeinen wird besser und schöner fabriziert. — Es gibt heute wenige glatte, einfache und gemusterte Stoffe mittlerer Qualitäten mehr, die in der Schweiz nicht gemacht werden können. Seit 1873²⁾ ist in der zürcherischen Fabrik eine gänzliche Umwandlung eingetreten. Wer die Pariser Ausstellung von 1889 sah, hätte die zürcherische Fabrik von 1873 nicht wieder erkannt.“

Und selbst der strenge Richter von 1883, Robert Schwarzenbach, konstatiert in seinem Berichte über die letzte Pariser Weltausstellung die gemachten Fortschritte (S. 18):

„Heute dürfen wir getrost sagen, dass zwar für die Nouveautés robes de grandes allures Lyon immer noch das Monopol hat, dass wir aber, la crème de la crème abgerechnet, in façonierten Stoffen keine Konkurrenz mehr zu befürchten brauchen³⁾.“

Was hatte nun zu dieser Anspannung aller Kräfte den Anstoss gegeben? Den Selbsterhaltungstrieb der Fabrikanten nannten wir oben. Die „patriarchalische Periode“, von der R. Schwarzenbach oben sprach, war eben endgültig vorbei. Auf dem Weltmarkt hatte sich manches geändert.

1. Die Zürcher Fabrik war zwar früher einseitig gewesen, aber für die Artikel, die sie zu liefern im stande war, hatte sie lange so ziemlich das Monopol besessen. Auch Krefeld kam nicht nach, Lyons Stärke lag auf ganz anderem Gebiet, und andere Konkurrenten kamen in den Fünfziger- und Sechzigerjahren noch gar nicht in Betracht.

Dies änderte sich nun total unter dem Einfluss der oben von uns aufgezählten Momente: der Einführung ostasiatischer Seiden und der neuen Färbungs- bzw. Beschwerungsmethoden.

Im Gefolge dieser und anderer Momente — die rasche Ausdehnung der mechanischen Weberei, mit der

¹⁾ Erstattet von Louis Mégroz, Ulrico Vollenweider und Gustav Siber: einer der lehrreichsten Ausstellungsberichte.

²⁾ Ausstellung in Wien.

³⁾ Über den Vorwurf, Zürich hätte nur „pièces d'exposition“ ausgestellt, sagt Schwarzenbach: „Es ist gewiss richtig, dass die meisten von uns das Gros ihrer Umsätze in Artikeln erzielen, die keine komplizierte mise-en-carte und keine Entfaltung künstlerischen Genies erfordern, aber ebenso gut trifft dies bei Lyon zu, wo man sich immer mehr auf die Herstellung ganz billiger Unis- oder Damas-Gewebe legt, entsprechend dem demokratischen Zuge der Zeit, dem auch die Konsumenten unserer Branche zum Opfer gefallen sind.“

wir uns unten näher beschäftigen werden, nicht zu vergessen, sowie die Erleichterung und den gewaltigen Aufschwung des Verkehres! — dehnte sich die Seidenindustrie mit einer Raschheit aus, die man früher nicht für möglich gehalten hätte. Sie fing an, mehr und mehr das Schwergewicht auf die Bedürfnisse breiterer Kreise zu legen, die früher für sie gar nicht in Betracht gekommen waren. Auch in einer Reihe von Ländern, die früher nur Seide konsumiert hatten, gelangte sie zur Entfaltung.

2. Und aus dieser Entwicklung musste sich, da jeder Staat seine Seidenindustrie auf Kosten der anderen grossziehen wollte, mit mathematischer Sicherheit die *Rückkehr zum Schutzzoll* ergeben.

Vergegenwärtigen wir uns kurz den Gang der Dinge bezüglich der Seidenzölle in den für die Schweiz wichtigsten Absatzländern¹⁾.

a) *Deutschland*. Im Jahre 1865 wurde der Zoll des Zollvereins, der seit 1839 Mk. 660 per 100 Kilo betrug, auf Mk. 240 herabgesetzt, im Jahre 1879 erhöhte man ihn wieder auf Mk. 600, 1885 wurde der Zoll, je nach dem Artikel, auf Mk. 600—1000 festgesetzt; für die Waren, welche für Zürich in erster Linie in Betracht kamen, betrug er Mk. 800 per 100 Kilo. Der Handelsvertrag von 1891 mit Osterreich und der Schweiz brachte auch der Seidenweberei eine Besserung: statt Mk. 800 war nur noch Mk. 600 zu entrichten, seit 1899 für gewisse ungemusterte Gewebe nur noch Mk. 300²⁾.

b) *Österreich*. Seit 1854 erstarkt dort die freihändlerische Bewegung, die für Seidenwaren 1867 eine Herabminderung des Zolles auf 120 Gulden pro 100 Kilo durchsetzt, einen Betrag, der 1878 schon wieder auf 300, 1887 auf 400 Gulden gesteigert wurde²⁾.

c) *Russland*. Der autonome Zolltarif von 1891 statuierte für Ganzseidengewebe einen Zoll von 7.5 Rubel = Fr. 19.75 pro russisch Pfund (409 Gramm), das macht beinahe Fr. 25 pro Pfund oder *Fr. 5000 pro 100 Kilo*. Der Maximaltarif sah Zuschläge von 30 oder 20 % vor. Dass solche Zölle, ausser vielleicht für die ganz teuern Spezialitäten Lyons, prohibitiv wirken und speziell die Schweiz vom russischen Markte verdrängen mussten, ist klar³⁾.

d) *Vereinigte Staaten*. In der kurzen Periode 1833—1841 geschah die Einfuhr von Seide zollfrei. Von da an beginnt die Steigerung der Zölle wieder, zuerst langsam (1857: 24 % ad valorem), dann rascher;

¹⁾ Nähere Details bringt die Publikation der Seidenindustriegesellschaft: „Zusammenstellung der internationalen Zolltarife“, 1893. Ergänzungen in allen Jahresberichten der S. I. G. seit 1893.

²⁾ „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“; Art. Seide und Seidenindustrie. II. Übersicht über neuere Zollverhältnisse (Lexis).

³⁾ A. a. O.

1883 werden für die meisten Artikel 50 % vom Werte erhoben, der Mac Kinley-Tarif von 1890 lässt diesen Satz bestehen, der Wilson-Tarif bringt eine Ermässigung auf 45 %. Und der Dingley-Tarif (1897) stellt die alten Sätze wieder her, geht zum Teil sogar noch darüber hinaus, so dass heute für einige Artikel 75, 80, 90 % des Wertes bezahlt werden müssen¹⁾.

e) *Frankreich*. Nachdem die Seidenzölle lange rigoroser gewesen waren, als die meisten andern, brachte erst das Jahr 1845 kleine Ermässigungen, und 1860 — durch den französisch-englischen Handelsvertrag — Zollfreiheit. Unter *Méline* kam auch für die Seide der Umschlag. Für die Schweiz galt:

- 1. Februar 1892 bis 1. Januar 1893, nach dem *Minimaltarif* Fr. 400 per D.Z.
- 1. Januar 1893 bis 19. August 1895 (Zollkrieg), nach dem *Maximaltarif* Fr. 600 per D.Z.

Vom 19. August 1895 (Handelskonvention) an:
 für schwarze Seidenstoffe . Fr. 200 per D.Z.
 „ farbige „ . „ 240 „ „
 „ halbseidene Gewebe . „ 300 „ „

(Halbseide für Futterstoff und Krawatten zahlte schon seit 1866 wieder Fr. 300 per D.Z.; heute nach dem Minimaltarif Fr. 372²⁾).

f) Für *England* sind folgende Daten wichtig:

1826 Aufhebung des Einfuhrverbotes gegen Seidenwaren; Zoll: 30 % des Wertes. Bald nachher erfolgte die Umänderung in einen spezifischen Zoll, der seit 1842 20 %, seit 1846 15 % des Wertes nicht übersteigen durfte; 1860 endlich brachte den bekannten englisch-französischen Handelsvertrag mit Zollfreiheit für alle Seidenwaren. Bis heute wurde diese Zollfreiheit nicht angetastet³⁾.

Wie verhielt sich nun der schweizerische Export in dieser Hochschutzzollperiode?

Am Schlusse des Bürklischen Buches über die Geschichte der zürcherischen Seidenindustrie finden wir für das Jahr 1883 folgende Zahlen für den Seidenstoffexport:

Bestimmungsland:	Wert:
Vereinigte Staaten	Fr. 26,169,000
England und Frankreich . .	„ 30,173,000
Deutschland	„ 7,214,000

Amerika liess also an Bedeutung für den schweizerischen Seidenmarkt alle andern Staaten weit hinter sich, in England und Frankreich dagegen war Zürich durch Krefeld aus dem Felde geschlagen worden.

Im Jahre 1890 war das Verhältnis schon ein etwas anderes:

¹⁾ A. a. O. und 13. Jahresbericht der Züricher Seidenwebschule, S. 26.

²⁾ 14. Jahresbericht der Webschule, S. 19.

³⁾ Handwörterbuch der Staatswissenschaften, a. a. O.

England nahm für Fr. 20,312,505,
 die Vereinigten Staaten für „ 10,965,088,
 Frankreich für „ 26,193,608,
 stand also in der ersten Reihe der Importstaaten.

Während sich der Umsatz nach Deutschland während der Neunzigerjahre ziemlich gleich blieb — die Schwankungen hielten sich zwischen gut 8 und 6 Millionen — waren die Beziehungen Frankreichs und der Schweiz zeitweise bewegterer Natur.

Wir wollen den bekannten Zollkrieg in seiner Bedeutung für die Seidenweberei hier nur streifen:

Die Seidenindustriellen Lyons, sich in ihrer erhabenen Position stark fühlend, hatten die freihändlerische Strömung der Regierung mitgemacht und keinen Schutz begehrt. Und nichts zeigt deutlicher, wie sehr sich die Zeiten seit 1860 geändert haben, als gerade der Umschwung in ihrer Gesinnung!

Lyon und Zürich waren ja früher keine eigentlichen Rivalen gewesen, beider Stärke lag auf verschiedenem Gebiet. Je mehr sich nun aber der Seidenkonsum über die breitere Masse ausdehnte und sich auch in Lyon die mechanische Weberei verbreitete, um so mehr wurde man auch dort gezwungen, das Schwergewicht auf billigere Artikel zu legen, auf solche gerade, für die Zürich lange Zeit beinahe ein Monopol besessen hatte. Und je besser es gelang, die Schweizerware abzuwehren, um so grösser für die Lyoner der Gewinn. So wurde denn auch die Seide mit einem Zoll von Fr. 400 per Doppelzentner durch *Mélines* Minimaltarif besonders hart betroffen. Zürich litt schwer durch den Zollkrieg.

Der Export an Ganz- und Halbseidengeweben¹⁾ betrug in Franken:

1891	28,642,700	(zollfrei)
1892	19,005,510	(Minimaltarif: Fr. 400 per D.Z.)
1893	9,119,869	(Maximaltarif: „ 600 „ „)
1894	8,036,445	(„ „ 600 „ „)
1895	9,965,114	(seit Sept. Handelskonvention: Fr. 200, 240 und 300)
1896	13,481,788	
1897	15,009,543	
1898	14,013,465	
1899	16,289,952	
1900	15,886,763	
1901	18,478,753	
1902	19,878,219	

Während des Zollkrieges also fast völliges Darniederliegen des Absatzes nach Frankreich, gleich nachher wieder eine Besserung. Und obgleich die Höhe des Exportes vom Jahre 1890 nicht wieder erreicht

¹⁾ Exklusive Seidenbeutelstuch.

werden konnte, ist Frankreich heute doch wieder der zweite unter den Abnehmern der Zürcher Seide.

Im gleichen Jahre, da Mélines berühmter oder berüchtigter Doppeltarif die schweizerische Seidenweberei so empfindlich traf, überflügelte *England* zum erstenmal alle übrigen Importstaaten, und von da an blieb der nunmehr einzige „Hort des Freihandels“ Zürichs bester Kunde.

Vergegenwärtigen wir uns, des Zusammenhangs wegen, die Zahlen der letzten Jahre noch einmal:

Der Totalexport an Seidenstoffen (wiederum exklusive Beuteltuch) betrug:

1897	Fr.	89,148,185
1898	„	95,671,064
1899	„	104,981,667
1900	„	105,693,333
1901	„	112,435,585
1902	„	114,576,469

Davon ging nach:

	England Fr.	Frankreich Fr.	Vereinigte Staaten Fr.	Deutschland Fr.
1897	39,403,826	15,009,543	11,883,838	7,365,781
1898	42,111,317	14,013,465	15,420,363	8,268,412
1899	46,836,388	16,289,952	16,446,183	7,981,445
1900	48,426,162	15,886,763	16,579,780	6,625,975
1901	56,353,906	18,478,753	12,264,231	6,194,009
1902	56,157,347	19,878,219	13,795,513	5,446,883 ¹⁾

England nimmt also heute zirka 50 % des ganzen Seidenstoffexportes auf und hat seit einer Reihe von Jahren ungefähr den ganzen Mehrexport verschlungen.

Diese Entwicklung zeigt mit genügender Deutlichkeit, wie sehr das Schicksal der zürcherischen Seidenindustrie von der Zollfrage abhängig ist.

Russland, auf das man um die Mitte des 19. Jahrhunderts so grosse Hoffnungen setzte, ist heute als Abnehmer ganz verloren gegangen.

In *Amerika* hält sich Zürich noch, dank der Unersättlichkeit des amerikanischen Marktes, aber das Geschäft ist bekanntlich, weil herbe Stösse den Fabrikanten dort am wenigsten erspart bleiben, ein ausserordentlich unbeliebtes und wird bei dem unglaublich raschen Wachstum der Seidenindustrie in der Union auch von Jahr zu Jahr unsicherer, soweit es sich nicht um „hautes nouveautés“ handelt²⁾.

Die Beziehungen mit *Frankreich* haben sich seit der Handelskonvention wieder bedeutend gebessert:

¹⁾ Sämtliche im Text vorkommenden Exportzahlen entstammen der offiziellen Statistik des Warenverkehrs der Schweiz, alljährlich vom Zolldepartement herausgegeben.

²⁾ Die nordamerikanische Industrie selbst konsumiert im ganzen nur grobe, gute Rohseide und sündigt im Besonderen viel weniger als Europa, — die im allgemeinen gute Qualität der amerikanischen Seidenstoffe ist also eine starke Seite der jungen Industrie in der Union gegenüber derjenigen Europas!

Frankreich braucht aber die zürcherische Ware nicht mehr in dem Masse wie früher.

In *Deutschland* ist auf keinen Fall mehr eine nennenswerte Ausdehnung des Umsatzes zu erwarten.

So kommt es, dass mit *England* die Zürcher Seidenindustrie steht und fällt. Und gerade dort ist die Konkurrenz eine so heftige, wird die Schweiz so hart von Krefeld und Lyon, seit einiger Zeit auch von Italien und sogar Japan bedrängt, dass die englischen Käufer die stärkere Partei geworden sind, d. h., dass sie oft die Preise diktieren können, ohne Rücksicht auf den Stand der Rohseidenpreise.

Die Verhältnisse machen also eine gewisse Nervosität bei den Seidenindustriellen begreiflich. Für die kleine Schweiz sind eben die Exportverhältnisse in der Seidenindustrie von viel überwiegenderer Bedeutung als in einem andern Lande, weil es ihr an einem *inneren Markte* sozusagen ganz fehlt.

Der interessante Bericht Robert Schwarzenbachs über die Seidenstoffindustrie an der Weltausstellung in Paris 1900 zeigt deutlich, wie sehr sich die Eidgenossenschaft hier im Nachteil befindet.

Es beträgt von der Seidenstoffproduktion (schätzungsweise):

1899 in:	der innere Konsum:	der Export:
Frankreich	61 %	39 %
Deutschland (Krefeld)	zirka 60 %	zirka 40 % ¹⁾
Österreich	88 1/2 %	12 1/2 %
Italien	20 %	80 %

Für die *Schweiz*, einen innern Konsum von zirka 5 Millionen annehmend, kommt Schwarzenbach zum Resultat, dass die Seidenweberei für reichlich 95 % ihrer Produktion auf den fremden Markt angewiesen ist²⁾. Ein bedenklicher Unterschied also sogar noch Italien gegenüber, der besser als alles andere beweist, auf wie prekären Grundlagen die Existenz einer Exportindustrie in einem kleinen Lande beruht.

Seit einigen Jahren nun sucht die zürcherische Seidenindustrie ihr Absatzgebiet dadurch zu vergrössern, dass sie in zunehmendem Masse über die Grenze wandert. Eines der grössten Häuser besitzt schon Fabriken in Italien, Deutschland, Frankreich und der Union, ein anderes betrieb noch im Jahre 1896 nur Handweberei in der Schweiz und hat jetzt nicht nur die Handweberei, sondern die Fabrikation im eigenen Lande überhaupt aufgegeben. Die Seidenweberei im südlichen Schwarzwald ist fast ganz in schweizerischen

¹⁾ Nach den Angaben des Werkes: „Die deutsche Volkswirtschaft am Schlusse des 19. Jahrhunderts“, bearbeitet im kaiserl. statist. Amt, Berlin 1900, S. 208, werden von der inländischen Produktion seidener Webwaren dem Werte nach nur zirka 9.5 % ausgeführt.

²⁾ Ausstellungsbericht 1900, Kap. IV, Statistische Zusammenstellungen, S. 71—79.

Händen. — Eine deutlichere Sprache noch reden die einzelnen Zahlen: laut der letzten Produktionsstatistik der Seidenindustriegesellschaft wurden 1900 von schweizerischen Firmen im Auslande beschäftigt: 2309 Handstühle gegenüber 964 im Jahre 1897 und 55 im Jahre 1885; und ausserdem nicht weniger als 8563 mechanische Stühle, verteilt über Deutschland, Nordamerika, Frankreich und Italien, im ganzen zirka 5000 weniger als die in der Schweiz selbst beschäftigten!

So stellt sich in flüchtigen Umrissen die äussere Entwicklung der Zürcher Seidenweberei seit der Mitte des 19. Jahrhunderts dar, einer Periode, in der sie sich zur „Grossmacht“ unter den Seidenindustrien entwickelt hat¹⁾.

Und neben der äusseren findet eine starke innere Entwicklung in genau der gleichen Periode statt: das Aufkommen der mechanischen Weberei, die Entwicklung zur fabrikmässigen Grossindustrie, der Kampf der Maschine mit dem Handstuhl. Diese innere Entwicklung war zur äusseren Entfaltung unerlässliche Vorbedingung. Mit ihr wollen wir uns nun, an der Hand der uns zu Gebote stehenden Zahlen, beschäftigen.

II. Kapitel.

Der Kampf zweier Betriebsformen in der schweizerischen Seidenstoffweberei.

Anfang der Fünfzigerjahre wurde in der Maschinenfabrik Kaspar Honeggers in Rüti (Zürich) der erste Versuch in der mechanischen Seidenweberei gemacht. Kein anderes Land war hier der Schweiz vorangegangen: Honeggers neue Stühle waren die ersten Seidenwebmaschinen überhaupt.

¹⁾ Im schon oft genannten Ausstellungsbericht vom Jahre 1900 von Robert Schwarzenbach befindet sich eine vergleichende Tabelle der Produktionsmittel verschiedener Länder mit bedeutender Stoffweberei.

Schwarzenbach kommt für die Schweiz im Jahre 1900 auf 17,214 mechanische Stühle. (3½ Handstuhl = 1 mechanischer Stuhl. Seine Zahlen beruhen auf persönlicher Untersuchung und weichen etwas ab von den offiziellen Zahlen der Seidenindustriegesellschaft.)

Damit steht Zürich in der zweiten Reihe der europäischen Länder:

Länder	Anzahl	Art
Lyon	47,781	mechanische Stühle
Zürich	17,214	„ „
Italien	11,663	„ „
Krefeld	11,428	„ „
Österreich	10,000	„ „

Nur die Vereinigten Staaten kommen, mit 30,000 mechanischen Stühlen, Lyon noch näher als die Schweiz.

Zürich hat aber Krefeld, das ihm einst den Rang abgelaufen hatte, seit 1883 von neuem überflügelt. Kap. IV, S. 68—71.

Der Fortschritt war ein offen ersichtlicher, denn schon in den Anfängen war die Produktionskraft des neuen Stuhles zirka zweimal so gross, als die des Handstuhls. Und dennoch bürgerte er sich zuerst nur langsam ein. Während der Fünfzigerjahre blieb die Zahl verschwindend klein, und noch 1867 verzeichnete die Statistik der im Jahre 1853 gegründeten Seidenindustriegesellschaft des Kantons Zürich erst 400 mechanische Stühle.

Von da an ging es aber rascher vorwärts.

Handweberei und mechanische Weberei entwickelten sich in folgender Weise nebeneinander:

Jahr	Handstühle:	mechanische Stühle:
1855	25,290	—
1867	18,665 (— 26.2 %/o, Krise 1857)	400
1868	22,103 (+ 18.4 %/o)	—
1871	27,531 (+ 24.6 %/o)	927 (+ 132 %/o)
1872	26,560 (— 3.5 %/o)	1,150 (+ 23.6 %/o)
1881	30,398 (+ 14.4 %/o)	3,151 (+ 174 %/o)
1883	29,716 (— 2.2 %/o)	4,007 (+ 27 %/o)
1885	20,808 (— 30 %/o)	4,129 (+ 3 %/o)
1889	23,265 (+ 11.3 %/o)	6,476 (+ 56.9 %/o)
1891	20,977 (— 9.7 %/o)	7,173 (+ 10.8 %/o)
1893	20,902	8,625 (+ 20.2 %/o)
1895	22,169	9,609 (+ 11.4 %/o)
1897	22,549	10,445 (+ 9 %/o)
1900	20,961 (inkl. Beuteltuchweberei (— 7 %/o) ¹⁾)	13,326 (+ 27.5 %/o)

Die Zahl der mechanischen Stühle weist also eine ununterbrochen steigende Linie auf. Von 1867 bis 1871 findet mehr als eine Verdoppelung statt, 1872 bis 1881 sogar eine Vermehrung um 174 %/o — und dann geht es zwar weniger stossweise, aber doch durch keine Schwankung unterbrochen vorwärts. Man kann also ruhig von einem Siegeszug des mechanischen Seidenwebstuhles in der Schweiz sprechen.

Was aber die Handstühle anbetrifft, so ist zunächst zu bemerken, dass die genaue Zahl derselben nicht so leicht festzustellen ist, als diejenige der Maschinen, dass also diese Statistik nur unter gewissem Vorbehalt hingenommen werden kann.

Auf alle Fälle ist aber, seit der Erfindung der Webmaschine, die Handweberei nicht ununterbrochen zurückgegangen. Sehen wir ab vom Jahre 1867, das gegenüber 1855 einen Rückgang von 25,290 auf

¹⁾ Zu bemerken ist, dass die neueste Fabrikstatistik ziemlich stark abweicht von der Statistik der S. I. G.: sie gibt nur die Zahl von 12,486 Hauswebern an für 20,961 der letzteren. Der Jahresbericht für 1902 der S. I. G. sagt darüber (S. 10): „Bringen wir auch in Anschlag, dass im Winter, d. h. zur Zeit der Erhebungen der S. I. G., viel mehr Handweber beschäftigt sind als im Monat Juni, dass mehrere Fabrikanten Angaben über die Hausindustrie verweigert haben, und dass die Unternehmer, welche nur Handweber beschäftigen, von den Fabrikinspektoren nicht berücksichtigt worden sind, so lässt sich doch dieses Minus von mehreren Tausend nur schwer erklären.“

18,665 Handstühle aufweist, weil man sich von der Krise vom Jahre 1857 noch nicht erholt hatte, so finden wir bis zum Jahre 1881 — wo die Zahl der Handstühle mit 30,400 ihr Maximum erreicht — mit nur einer kleinen Schwankung nach unten, eine aufsteigende Linie. Wenn auch das Tempo ein unendlich langsameres ist, als beim mechanischen Stuhl, so ist doch für die Periode 1868—1881 immerhin eine Zunahme von gut 8000 Handstühlen zu verzeichnen.

Erst mit den Achtzigerjahren kommt die Zeit, wo man von einem Wachstum der mechanischen auf Kosten der Handweberei sprechen kann; 1881—1891 sinkt die Zahl der Handstühle von 30,400 auf 21,000, dagegen schnell diejenige der Maschinen von 3150 auf 7173 in die Höhe.

Dieser Rückgang war ein so plötzlicher (wir kommen auf den Wechsel der Mode, als die Hauptursache, noch zu sprechen), dass ein hochgradiger Pessimismus in den Kreisen der Interessenten Platz griff. Der von uns schon oft zitierte Bericht über die Seidenindustrie an der Landesausstellung in Zürich, der so herbe Worte über die Lage im Jahre 1883 findet, hält deshalb auch Handweberei und Fabrik scharf auseinander, wo er die Aussichten für die Zukunft bespricht. Für die mechanische Weberei ist auch Schwarzenbach nicht ohne Hoffnung, im Hinblick auf die seit den Siebzigerjahren schon gemachten Fortschritte. Anders für die Hausindustrie:

„Wenn das Prophezeien nicht eine sehr undankbare Sache wäre,“ schreibt er, „so würde ich dem letzten von den 25,000 ganz leichten Stühlen, welche gegenwärtig noch in Betrieb sein mögen, kein längeres Leben als höchstens 10 Jahre prophezeien“, sofern sie nicht auf andere, kompliziertere Artikel abgeändert werden wollen (er nennt speziell mittelteure Sammete, die noch nicht mechanisch hergestellt werden — für die ganz teuern hat Lyon das Monopol, für die billigen Krefeld —, sodann Jacquardstoffe und schwere Taffete und Failles).

Nun glaubten wohl auch damals, in jenen der Hausindustrie so besonders ungünstigen Jahren, wenige mit Robert Schwarzenbach an ein so schnelles Tempo der Entwicklung, aber die Bewegung in der Schweiz zog doch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, selbst in auswärtigen Zentren der Seidenweberei.

Dass Lyon erst verhältnismässig spät das Bedürfnis nach einer rascheren und billigeren Produktion empfand, liegt auf der Hand, denn obgleich schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine starke Demokratisierung auch der Lyoner Fabrik stattgefunden hatte, fing doch erst im letzten Drittel des Jahrhunderts die Massenware an, die berühmten Lyoner Spezialitäten in den Hintergrund zu drängen.

Aber auch Krefeld — das ja der Zürcher Fabrik viel näher stand — wurde erst später vom Strome mitgerissen; die Statistik berichtet uns erst von 831 mechanischen Stühlen im Jahre 1881¹⁾, zu einer Zeit, da Zürich deren bereits 3151 aufzuweisen hatte²⁾. Das Überwiegen der Sammetweberei mit ihren schwereren Stühlen erklärt diese Tatsache, und man war so sicher, die Sammetweberei würde dem Ansturm der Fabrikindustrie trotzen, dass der Hinweis auf die Schweiz „stets mit dem Bemerkten erledigt wurde, dass die Verhältnisse in den deutschen (ebenso übrigens auch Lyoneser) Distrikten viel zu eigenartige seien, um den gleichen Entwicklungsgang wie etwa die Schweizer zu nehmen“³⁾.

In Italien und Österreich begann die Entwicklung der mechanischen Weberei etwas früher als in Krefeld. Nur Amerika nahm eine Ausnahmestellung ein. 1880 wurden in den Vereinigten Staaten nur 1629 Handstühle gezählt (Schwarzenbach im Ausstellungsbericht 1900), so dass der mechanische Stuhl, dessen Einbürgerung in die Siebzigerjahre fällt, nicht, wie in den Ländern älterer industrieller Entwicklung, mit einer festwurzelnden Hausindustrie in Konkurrenz trat.

Waren die Achtzigerjahre der mechanischen Industrie besonders günstig, so sollten auch für die Freunde und Interessenten der älteren Betriebsform wieder bessere Tage anbrechen. Wenigstens — und das musste ja vielen merkwürdig vorkommen — in eben dieser Schweiz, die mit der Umformung so bahnbrechend vorangeschritten war.

Mit den Neunzigerjahren tritt ein Stillstand ein. Wohl macht die mechanische Industrie immer noch rasche Fortschritte, aber die Hausindustrie geht nicht mehr zurück⁴⁾.

¹⁾ Tabelle A im Anhang des Pariser Ausstellungsberichtes 1900.

²⁾ A. Thun, in seiner „Industrie am Niederrhein und ihre Arbeiter“, Band 1, kennt — 1878 — in Krefeld nur Handweberei.

³⁾ Sombart, Artikel Hausindustrie im Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

⁴⁾ Dr. Schuler schreibt in seinem Aufsatz, „Die sozialen Zustände in der Seidenindustrie der Ostschweiz“ (Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, Bd. XIII, S. 539): „Vor einer Reihe von Jahren prophezeite man unter dem Eindruck der raschen Zunahme der mechanischen Stühle den allmählichen Verfall der Hausindustrie. Heute denkt man anders.“ Auch Ed. Bernstein, in seinen „Voraussetzungen des Sozialismus“, S. 28, bezieht sich auf die Schwenkung, welche die schweizerische Seidenweberei zu unternehmen schien: „Im Kanton Zürich ging längere Zeit die Hausweberei in der Seidenindustrie zurück, seit 1891—1897 aber haben sich die Hausweber (d. h. Arbeiter und Angestellte) von 24,708 auf 27,800 vermehrt (die Statistik der S. I. G. gibt die Zahl 26,800, d. V. Warum wird nicht die immerhin sicherere Zahl der Stühle gebracht?), während sich die Arbeiter und Angestellten in den mechanischen Seidenwebereien bloss von 11,840 auf 14,550 (13,193 Statistik S. I. G., d. V.) vermehrten. Ob diese Zunahme der Hausweber als eine wirtschaftlich erfreuliche Erscheinung zu begrüssen ist, ist eine andere Frage, es handelt sich vorerst nur um die Feststellung einer Tatsache und nichts weiter.“ Schuler und Bernstein sprechen von Zunahme, wir oben nur von Stillstand. Die Zunahme ist eben zum

Erst das Jahr 1900 verzeichnet wieder eine Verminderung der Handstühle von 22,549 auf 20,961 (21,202 resp. 19,544 ohne Beuteltuch), und seitdem — eine offizielle Statistik liegt nicht mehr vor — hat die Rückwärtsbewegung ihren Fortgang genommen. Jedenfalls aber in einem ziemlich langsamen Tempo, so dass man die Zahl für den Anfang des Jahres 1903 wohl noch auf zirka 18,000 schätzen kann.

Und wenn wir nun Zürich mit Krefeld, das in den Siebzigerjahren als ein Hort der Seidenhausweberei betrachtet wurde, vergleichen?

Die Anzahl der Hand- und der mechanischen Stühle betrug in Krefeld (für Stoff, Sammet und Band)¹⁾:

	Handstühle	Mech. Stühle		Handstühle	Mech. Stühle
1880/81	33,800	831	1897	9,576	7,998
1885	29,520	2,777	1898	9,635	9,151
1890	22,156	5,558	1899	9,110	9,155
1895	12,850	7,124	1900	7,163	9,654
1896	11,148	7,387	1901	6,551 ²⁾	10,268

Das ist also ein auffallender Unterschied gegenüber den Achtzigerjahren! Von den 22,000 Stühlen, welche Krefeld 1890 noch besass, waren 1900 nur noch gut 6000 übrig geblieben gegenüber den 20,000 der Zürcher Fabrik! In den Neunzigerjahren traten die mechanischen Stühle lediglich an die Stelle der verschwindenden Handstühle, so dass nicht nur keine Steigerung, sondern sogar ein kleiner *Rückgang* der Produktionskraft stattfand³⁾, in einer Periode, in welcher sich die der Zürcher Fabrik beinahe verdoppelte.

Im Jahre 1883 schrieb der Lyoneser Fabrikant Léon Permezel als sein Urteil über die Zürcher Seidenindustrie: „La fabrique de Zurich, qui a été pendant longtemps la rivale la plus redoutée de la nôtre, est beaucoup moins menaçante . . . Le second rang . . . lui a été ravie depuis par l'Allemagne. Les exportations de Zurich, le nombre des métiers, le chiffre de la production sont à peu près stationnaires depuis

Teil nur scheinbar, weil 1895 die Beuteltuchweber (zirka 1500 Stühle) mitgezählt wurden, was bis dahin nicht der Fall gewesen war. Übrigens ist nicht zu vergessen, dass die ganz genaue Feststellung der Zahl der Hausweber eine ausserordentlich schwierige Sache ist.

¹⁾ Bulletin des soies et soieries, Lyon, Jahrgang 1902. Schwarzenbachs Zahlen im Anhang zum Ausstellungsbericht 1900 sind durchweg ein wenig höher.

²⁾ Die Krefelder Handelskammer gibt für 1902 noch einen Rückgang auf rund 6000 an, für die Seidenstoffstühle allein von 5410 auf 4916. Neue Zürcher Zeitung, 15. Mai 1903. So rasch wie in den Neunzigerjahren geht also auch in Krefeld der Niedergang nicht mehr vor sich. Die Vermutung liegt nahe, dass auch in Krefeld allmählich ein Ruhepunkt eingetreten ist. Die „Fähigsten“ sind übrig geblieben, und diese werden sich auch dort sicher wohl noch eine Weile über Wasser halten.

³⁾ 1 mechanischer Stuhl = 3½ Handstühle gesetzt, so betrug die Produktionskraft Krefelds 1890 = 41,609 Handstühle, 1900 dagegen nur 41,052 (1901: nur eine Steigerung auf 42,489). Vgl. die Zahlen im Text.

dix ans“¹⁾. Dieser letzte Satz könnte heute Wort für Wort auf Krefeld Anwendung finden. Und dass die Lyoneser Fabrikanten in den Neunzigerjahren Zürich wieder fürchten gelernt haben, das beweist der Anteil, den sie am Ausbruch des französisch-schweizerischen Zollkriegs gehabt haben!

Wir stehen also vor der Tatsache, dass gegen die allgemeine Erwartung der Achtzigerjahre die schweizerische Seidenstoffhausweberei sehr viel langlebiger erscheint als die rheinländische. Und es drängt sich uns die Frage auf: Woher nimmt dieses Leben heute noch die ihm notwendigen Säfte, wodurch erklärt sich diese merkwürdige Zähigkeit der Handweberei?

Man könnte glauben, die Hausindustrie hätte am Ende das getan, was ihr Robert Schwarzenbach im Jahre 1883 geraten: sie hätte sich reorganisiert. Es würde aber auch dies nicht zutreffen. Schwarzenbach riet ihr erstens, die Fabrikation von mittleren Sammeten aufzugreifen. Im Jahre 1885 wurde tatsächlich im Zürcher Oberland ein Versuch gemacht, der aber durch die Konkurrenz der Krefelder mechanischen Sammetweberei gänzlich fehlschlug und nicht wiederholt wurde; das bisschen Sammet, das die Schweiz heute liefert, wird fabrikmässig hergestellt. Zweitens empfahl er energische Förderung der Hand-Jacquardweberei; die Statistik lehrt uns aber, dass dieselbe sozusagen im Verschwinden begriffen ist, dass die Zahl der Hand-Jacquardstühle in der Periode 1891—1900 von rund 800 auf kaum 200 sich verminderte.

Zwar hat auch die Hausindustrie Fortschritte gemacht. Es hat sich namentlich die Zahl der sogenannten „Lyonerstühle“ gewaltig vermehrt, d. h. die Zahl derjenigen Stühle, die, weil viel schwerer gebaut als die alten Handstühle, sich für schwere Qualitäten besser eignen. Es gibt heute ganze Gegenden im Kanton Zürich und auch auswärts, wo die alten Stühle ganz verschwunden sind.

Auch auf die alten Handstühle sind einige Fortschritte übertragen worden. Man hat bei einem Teil derselben Regulatoren angebracht, so dass das Nachziehen des Stoffes zur Herstellung der richtigen Spannung nicht mehr der Hand des Arbeiters überlassen ist. Viele Handschützen sind durch den „Schnellschützen“ ersetzt worden, den ein einzelner Zug mit der rechten Hand in Bewegung setzt. Und die Erfindung der „Ratière“, zu deutsch „Schaftmaschine“, im schweizerischen Volksmunde „Ratzefalle“, macht die vielen Tretten, die sonst gemusterte Stoffe und viele „Hals-tüchli“ erforderten, überflüssig.

¹⁾ An die Société d'économie politique de Lyon. Zitiert im Bericht über die Landesausstellung vom Jahre 1883, S. 27.

Aber nur einem Bruchteil der Handstühle sind bis jetzt diese Fortschritte zu teil geworden. Das Gros derselben ist nach wie vor nur auf leichtere Artikel eingerichtet. Wir haben also, in dieser Richtung suchend, den Schlüssel noch nicht gefunden. Man darf sich absolut keine Illusionen darüber machen; wenn die Schweiz sich heute nicht mehr auf die altberühmten „Zürcher Artikel“ zu beschränken braucht, wenn sie im stande ist, auf Gebieten zu konkurrieren, für die Lyon einstmals das Monopol besass, so dass ausser schweren Seidendamasten, Seidenbrocat und façoniertem Sammet eigentlich *alle* Seidenstoffe in der Schweiz hergestellt werden können, so verdankt sie das der mechanischen Weberei. Mit der Handweberei allein wäre ihr das ganz und gar unmöglich gewesen.

Ogleich also eigentlich die ganze Richtung in der Entwicklung der Seidenindustrie gegen sie spricht, hat sich gerade die schweizerische Hausseidenweberei mit grösserer Zähigkeit erhalten, als andere, als namentlich die deutsche, die ja lange ihre Haupt-rivalin gewesen ist.

Also müssen für die Hausweberei in der Schweiz besondere Momente gesprochen haben, ganz abgesehen davon, dass es für die Unternehmer einer Modeindustrie immer ein Vorteil ist, wenn nicht alle ihre Arbeiter in Fabriken konzentriert sind¹⁾.

Sombart²⁾ zählt zu den wichtigsten Voraussetzungen für die Existenz einer Hausindustrie in der Gegenwart: „das Vorhandensein zu dezentralisierter Arbeit geeigneter und geneigter Arbeitskräfte“.

Diese Vorbedingung nun erfüllt die Schweiz wie wohl kaum ein anderes industrielles Land.

Zwar ist auch die fabrikmässige Seidenindustrie in sehr hohem Masse dezentralisiert, so dass damit die Möglichkeit einer verhältnismässig raschen Aufsaugung der Hausweberei gegeben ist. Aber immerhin sind ihr noch grosse, verkehrs- und industriearme Gebiete geblieben. Und wir sind überzeugt, ohne die Existenz dieser *Reservegebiete*, die heute noch nicht erschöpft sind, wäre die Hausindustrie nicht in so ausgedehntem Masse erhalten geblieben, wie es tatsächlich der Fall ist.

Die Gegend um Krefeld ist ein offenes Gebiet; der Ausdehnung der Fabrikweberei, einmal eingedrungen, traten keine natürlichen Hindernisse entgegen. Den schweizerischen Seidenfabrikanten dagegen war die Möglichkeit einer starken *geographischen Verschiebung* ihrer Handweberei gegeben.

¹⁾ Wir werden erst am Schlusse unserer Arbeit die Vor- und Nachteile, welche die Hausweberei für den Zürcher Fabrikanten bietet, gegeneinander abwägen.

²⁾ Art. Hausindustrie im Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

Bis zum 19. Jahrhundert war die Seidenweberei ein Privileg der Stadt Zürich gewesen, und wenn auch die Verordnungen umgangen wurden und, neben den Hülfgewerben, auch das Weben sich auf der Landschaft verbreitete, so war von einer freien Entfaltung der Industrie vor dem demokratischen Umschwunge im Jahre 1830 im Kanton doch nicht die Rede¹⁾. Dann aber ging's flott „hinaus aufs Land“!

In vielen Gegenden trat die Seidenweberei an die Stelle der rasch aus den Häusern verschwindenden Baumwollspinnerei und -weberei und der ebenfalls der Maschine verfallenden Spinnerei der Florettseide. Dies war namentlich der Fall in den höher gelegenen Teilen des Kantons Zürich, im Zürcher Oberland und am obern Zürichsee. Und so drang bereits in den Vierzigerjahren die Seidenweberei hinüber in andere Kantone: in die angrenzenden Teile der Kantone St. Gallen, Zug und auch in die Urkantone. Namentlich der Kanton Schwyz, wo die Baumwollindustrie eine ziemliche Bedeutung gehabt hatte und schon im 18. Jahrhundert Schappe gesponnen worden war, zeigte sich aufnahmefähig. Um das Jahr 1860 soll man schon zirka 1450 Webstühle dort gezählt haben; ja in einzelnen Bergdörfern — so in der Gemeinde Iberg — soll sozusagen jedes Bauernhaus einen Webstuhl gehabt haben. Auch im Kanton Zug verbreitete sich die Seidenweberei schnell, und um die Mitte des Jahrhunderts wurden sogar in Uri und Unterwalden Anfänge gemacht, wenn auch zuerst mit geringerem Erfolg²⁾.

Die Bewegung war in den Fünfziger- und Sechzigerjahren jedoch erst in ihren Anfängen und wurde erst von grösserer Bedeutung seit der Ausdehnung der mechanischen Weberei, überhaupt mit der wachsenden Industrialisierung des Kantons Zürich. Erst vom Ende der Sechzigerjahre an geht die Umwandlung rascher vor sich, bereiten die Unternehmer konsequent eine Wanderung nach den entlegneren Gebieten vor, nach den Gegenden mit einfacheren Bedürfnissen und geringeren Lohnansprüchen.

Es findet eine *Verschiebung* im Territorium der Hausweberei statt, die sich sehr leicht zahlenmässig feststellen lässt.

¹⁾ Die Geschichte der Seidenindustrie seit dem Mittelalter schildert in sehr interessanter Weise das schon genannte Buch von *Adolf Bürkli*.

²⁾ Vgl. über die Anfänge der Seidenweberei in den Urkantonen: *Eberle*, Referat über Stellung und Beruf der Urkantone zur Industrie; der Versammlung der gemeinnützigen Gesellschaft in Schwyz vorgelegt, 23. Sept. 1858. Die Not der Vierzigerjahre sei ein mächtiger Förderer gewesen. — Die mechanische Florettspinnerei drang in den Kanton Schwyz in den Dreissigerjahren ein. Sogar schon in den Zwanzigerjahren wurde in Brunnen eine Spinnerei gegründet, 1839 eine in Buochs (Nidwalden), 1847 eine in Gersau.

Es entfielen von den Seidenstoffhandstühlen auf

Kanton Zürich:			andere Kantone:	
1867	15,095	81 %	3,570	19 %
1871	13,215	70 %	8,316	30 %
1881	19,168	63 %	11,230	37 %
1885	11,959	60 %	8,122	40 %
1891	10,824	54 %	9,010	46 %
1897	10,393	} kaum 50 %	10,590	} gut 50 %
1900	9,455		9,898	

Seit dem Jahre 1897 hat der Anteil der übrigen Kantone den des Kantons Zürich, des ursprünglichen Sitzes der schweizerischen Seidenindustrie, bereits übertroffen.

So hat die Seidenhausweberei, die doch immer noch hauptsächlich von einem Zentrum aus geleitet wird, eine ganz beträchtliche Verbreitung erlangt. Es beteiligen sich an ihr fast sämtliche Kantone der Nordost- und Zentralschweiz, sogar einige der industrie-feindlichsten Gebiete der ganzen Schweiz. Schon ist sie auch nach dem Berner Jura getragen worden!

Und eine zweite Veränderung geht nebenher. In den industriereichen Gegenden, dort, wo die Fabrik noch einigermaßen erreichbar ist, verschwindet immer mehr das *junge Mädchen* aus der Hausweberei, und nur in den entfernteren Gebieten finden wir die „Jungfer“ in grosser Anzahl neben der verheirateten Frau.

Wir haben also auch hier gewissermaßen konzentrische Kreise. Im nächsten Umkreis der Stadt Zürich, der grossen Fabrikdörfer wie Thalwil, Horgen u. s. w. ist die Hausweberei nahezu verschwunden. Wir finden in grösserer Zahl nur noch Winderinnen und Putzerinnen, darunter viele ältere Frauen; in Gegenden mittlerer Lage ist die Hausweberei noch von grosser Bedeutung, die Arbeiter sind aber zum übergrossen Teil Hausfrauen. Und nur in den Bergtälern der innern Schweiz, auch noch in wenigen verkehrsärmeren Teilen des Kantons Zürich, überwiegt die Zahl der Unverheirateten oder ist wenigstens der der Hausfrauen ungefähr gleich; dort kann es uns sogar geschehen, hier und da noch einen Mann am Webstuhl zu sehen! Denn der Mann — und das ist auch noch ein Moment, das die Langlebigkeit der zürcherischen Hausseidenweberei mit erklärt — spielt sonst in derselben *gar* keine Rolle.

Leider lässt sich diese Bewegung in der Hausweberei, lassen sich diese konzentrischen Kreise nicht statistisch darstellen, denn die Statistik gibt uns nur Aufschluss über das Verhältnis zwischen Frauen und Männern, und zwischen verheirateten und ledigen Frauen in der ganzen Seidenindustrie überhaupt.

Was wir aber auf unsern Touren in den verschiedenen Gebieten der Hausweberei gesehen und was

wir durch eine Reihe von Kennern und Beteiligten erfahren haben, berechtigt wohl dazu, dass wir 1) in der Verschiebung des Territoriums und 2) in der Verschiebung in der Zusammensetzung der Arbeiterschaft die Haupttendenzen sehen, welche auf die Entwicklung der Seidenhausweberei seit dem Aufkommen des mechanischen Stuhls Einfluss gehabt haben.

Einen kleinen Beitrag zur Kenntnis der noch wenig bekannten Seidenstoffhausweberei und der Lage ihrer Arbeiter hoffen wir im folgenden zu liefern.

III. Kapitel.

Die Organisation der Hausweberei.

1. Vor dem Auftreten des mechanischen Webstuhles.

Es ist leider unmöglich, sich ein deutliches Bild von der Organisation der Seidenweberei in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu machen, oder, deutlicher gesagt, vom Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiter, das uns hier allein interessiert.

In den Dreissigerjahren dehnte sich, wie wir gesehen haben, die Seidenindustrie immer mehr über die Landschaft aus. Sie dezentralisierte sich in zunehmendem Masse, und diese Dezentralisation ist es, die das Bedürfnis nach einer umfassenden Organisation geweckt hat. In den Dreissigerjahren wurden eine ganze Reihe neuer Firmen gegründet, die heute zu den grössten und bedeutendsten der zürcherischen Seidenindustrie gehören. Die meisten haben ihr Vermögen in der Periode ausschliesslicher Handweberei erworben. Einige gründeten zwar auch grössere oder kleinere Jacquard-Fabriken oder Werkstätten. Die Hauptsache aber war und blieb die dezentralisierte Handweberei.

Das interessante Buch Adolf Bürkli enthält über das Verhältnis der Seidenfabrikanten zu ihren Arbeitern, über die Arbeitsverfassung, nicht viel. Durch ihn erfahren wir bezüglich der Organisation nur, dass sich der Einfuhrhandel roher Seide im 19. Jahrhundert immer mehr verselbständigte, sich loslöste von der Spinnerei und Zwirnerei, mit der er im 18. Jahrhundert meistens verbunden gewesen¹⁾; ferner, dass die Fabrikanten bis zur Mitte des Jahrhunderts fast ohne Ausnahme direkt mit den Konsumenten verkehrten, ohne Vermittlung von Kommissionären²⁾.

¹⁾ Bürkli, a. a. O., S. 189.

²⁾ A. a. O., S. 227. Heute suchen die grossen Geschäfte von neuem den direkten Verkehr mit den Kunden und überlassen die Kommissionäre den kleinen Firmen, die sie noch nicht entbehren können.

¹⁾ Die absoluten Zahlen entstammen der Produktionsstatistik der Seidenindustriegesellschaft.

Durch die Mitteilungen mehrerer Fabrikanten wissen wir nun wenigstens, dass noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Fabrikant oder Verleger in der Regel die gezwirnte und gefärbte Seide dem sogenannten *Provisionsfergger* übergab gegen einen festen Lohn. Wo der Vermittler seine Arbeiter fand, wie er sie bezahlte, das war ganz und gar *seine* Sache. Unternehmer und Arbeiter hatten auch nicht die geringsten Beziehungen zueinander.

Die schweizerische Handseidenstoffweberei unterschied sich da gar nicht von der Einzelstickerei¹⁾, ihrer Nachbarin in der nordöstlichen Schweiz, und überhaupt von der Organisation der meisten Hausindustrien auswärts. Auch in Krefeld z. B. war die Austeilung der Arbeiten in der gleichen Weise geregelt²⁾.

Während nun aber das Ferggerwesen der wunde Punkt der Stickereiindustrie blieb (der bekannte Verband war ja gezwungen, gleich im Anfang seines Bestehens ein „Ferggerregulativ“ aufzustellen³⁾, und seit der Aufhebung des Verbandes ist es nur wieder schlimmer geworden), hat man sich in der Seidenweberei anders geholfen.

Den Anstoss dazu gab die Ausdehnung der mechanischen Weberei mit dem raschen Wachstum der Unternehmungen, der Konzentration des Kapitals in ihrem Gefolge. Man suchte nach Mitteln und Wegen, um die Nachteile der zerstreuten Fabrikation so gut es ging zu mildern, die Hausweberei mehr als bisher unter die Kontrolle der Zentrale, des Unternehmers zu bringen.

2. Seit dem Auftreten des mechanischen Stuhls.

Schon in den Fünfzigerjahren nimmt die Zurückdrängung der Produktionsfergger ihren Anfang, und mit der Verbreitung der mechanischen Weberei auf dem Lande — und viel rascher noch als diese — schreitet die Verdrängung fort. Die Fabrikanten ziehen es vor, mit eigenen, fixbesoldeten Angestellten zu arbeiten. Einzelne Fergger schwingen sich zur selbständigen Fabrikation auf, andere begeben sich in den Dienst eines Fabrikanten.

Heute ist das Institut der Stückfergger im Kanton Zürich — von wenigen Ausnahmen abgesehen — verschwunden. Es gibt Geschäfte, die über ein halbes Jahrhundert bestehen und es nie gekannt haben. Eine grössere Anzahl auf eigenes Risiko arbeitender Fergger

¹⁾ A. Swaine, „Die Arbeits- und Wirtschaftsverhältnisse der Einzelsticker in der Nordostschweiz und Vorarlberg. Abhandlungen aus dem staatswissenschaftlichen Seminar zu Strassburg“, Heft 14.

²⁾ A. Thun, „Die Industrie am Niederrhein und ihre Arbeiter“, Bd. 1. Schon Thun erwähnt den Übergang zu Faktoren mit festem Gehalt.

³⁾ *Jahresberichte* des Zentralverbandes der Stickereiindustrie der Ostschweiz und des Vorarlbergs. St. Gallen, Jahrg. 1885 u. 1886.

findet man naturgemäss in der innern Schweiz, aber auch dort verlieren sie immer mehr an Boden, je mehr sich die grösseren Geschäfte in die verkehrs- und industriearmen Landesteile zurückziehen.

Der Verlust ihrer Selbständigkeit ist sicher nur in den seltensten Fällen für die Fergger ein grosses Opfer gewesen. Denn schon in den Fünfziger- und Sechzigerjahren war die Tendenz zur Grossindustrie deutlich erkennbar. Damit kamen für die kleinen, zerstreut wohnenden Zwischenmeister oft Zeiten harter Bedrängnis. Wohl haben viele Vermögen erworben und sind zu Fabrikanten oder Verlegern emporgestiegen, der weitaus grössere Teil aber musste den Kampf aufgeben und das Terrain den grösseren Geschäften überlassen.

Wie die Zahl dieser Stück- oder Provisionsfergger, so ist auch diejenige der reinen Verleger gesunken. Einer nach dem andern griff seit den Siebzigerjahren zur mechanischen Weberei, und namentlich in den Achtzigerjahren schossen die Fabrikanten wie die Pilze empor. Heute ist die Zahl der „Handweber-Fabrikanten“ kolossal zusammengeschrumpft, und einer nach dem andern sucht Kapital zur Gründung einer Fabrik flüssig zu machen. Die Entwicklung schreitet in dieser Beziehung rasch vorwärts¹⁾.

Das Institut eigentlicher Zwischenmeister, wie es für die Lyoneser Industrie typisch ist, ist in der zürcherischen Seidenindustrie unbekannt, so gut wie die von Contremaitres geleitete *Werkstattarbeit*²⁾. Denn die 1—2 Handwebereien, welche heute noch bestehen, die mit allem, was dazu gehört, Eigentum eines Fabrikanten sind und von einem festen Angestellten geleitet werden, sollen mit den „Ateliers“ natürlich nicht verwechselt werden.

In der Hauptsache kann man bei der Ausgabe der Arbeiten in der Zürcher Seidenhandweberei zwei Systeme unterscheiden. Entweder verkehren die Weber mit dem Geschäft nur indirekt, indem sie die fertige Ware in die Filiale, in die Ferggerei bringen, oder das Geschäft arbeitet ohne Filialen, und alle Weber bringen die fertigen Stücke selbst in die Zentrale. Das

¹⁾ Im Berichte über die Seidenindustrie auf der Landesausstellung in Genf 1896 wird eine Firma genannt, die damals nur Handweberei betrieb, und von ihr gesagt: „Die Leistungsfähigkeit und Bedeutung dieser Firma sind ein erfreulicher Beweis dafür, dass die Handweberei bei richtiger Organisation neben dem mechanischen Betrieb noch ganz gut gedeihen kann.“ Seitdem hat diese Firma sehr radikal operiert: sie hat nicht nur die Handweberei, sondern überhaupt die Fabrikation in der Schweiz vollständig aufgegeben; heute besitzt sie zwei Fabriken im Ausland und in Zürich nur noch ihre Bureaux.

²⁾ Wenige Ausnahmen gibt es, wie wir nachträglich erfahren: es existieren noch ganz wenige Handwebereien im Besitze von Provisionsferggern, die also zu gleicher Zeit Zwischenmeister sind. Die Anzahl soll aber verschwindend klein sein.

zweite kommt begreiflicherweise nur für diejenigen Firmen in Betracht, deren Hausweber nicht zu gross an Zahl sind und nicht gar zu weit vom Geschäft entfernt wohnen. Einen prinzipiellen Unterschied gibt es übrigens zwischen beiden Systemen nicht; auch dort, wo die Weber in das Hauptgeschäft fahren, verkehren sie mit dem Angestellten, der ausschliesslich die Handweberei unter sich hat, mit dem *Ferggermeister*.

Ausnahmsweise, bei kleinen Geschäften, kommt es auch noch vor, dass, gewöhnlich einmal wöchentlich, Angestellte aufs Land hinausfahren und in einem zentral gelegenen Dorf, in einer Wirtschaft, „Ferggtag“ halten.

Wird nun das System der Filiale bevorzugt, so wird, wenn die Notwendigkeit vorliegt, das Gebiet der Handweberei auszudehnen oder — wie das wohl seit einigen Jahrzehnten der wahrscheinlichere Fall ist — das Operationsfeld zu verschieben, von einem günstig erscheinenden Punkt aus das Land nach Webern abgesehen. Ist eine genügende Zahl beisammen, so wird eine Ferggstube eröffnet. Dem Fergger werden je nach Bedürfnis Unterangestellte beigegeben.

Die Ferggerei.

Mit der Weberei haben sich seit 1850 auch die Vorarbeiten immer mehr technisch vervollkommen: alle sind schon von der Maschine erfasst worden, einige gänzlich dieser verfallen.

Zwar wird in der Schweiz noch ziemlich viel von Hand gewunden und gezettelt, die grösseren Geschäfte (und diese kommen beim Filialensystem allein in Betracht) besitzen ohne Ausnahme — mit ihrer Weberei verbunden oder selbständig — mechanische Windereien und Zettlereien.

Bei einfachen, glatten Sachen werden die fertigen Zettel in die Ferggstube geschickt, so dass die Weberin alles übrige selbst besorgen muss, teilweise allein, teilweise unter Mithilfe anderer. Bei den komplizierteren Artikeln jedoch ist der Hausindustrie noch mehr entzogen worden. Hier geschieht meistens das Einziehen durch Geschirr und Blatt, oder das Andrehen an den Rest des alten Zettels ebenfalls in Fabriken (von Hand, aber unter ständiger Aufsicht), so dass der Weberin wirklich nur das Weben und das Spulen der Eintragseide geblieben ist.

Die Ferggerei — und darauf kommt es uns in diesem Zusammenhang an — ist also hauptsächlich für die Weberei da und gar nicht, oder nur in geringem Masse, für die Vorarbeiten. Ob das Hauptgeschäft diese Vorarbeiten ganz mechanisch verrichten lässt, oder ob im Umkreis jeder Ferggerei noch etwas von Hand gezettelt und gewunden wird, in jedem Falle erstreckt

sich das System der Kontrolle durch besondere Angestellte, wie wir es nachfolgend beschreiben werden, ausschliesslich auf die Weberei.

In seltenen Fällen — wo die Distanz gar zu gross ist — verkehren Weber und Fergger nur schriftlich miteinander, wird das fertige Stück auch per Post geschickt; gewöhnlich jedoch liefern die Arbeiter die Ware selbst und nehmen gleichzeitig neue Arbeit in Empfang. Die Fahrkosten werden ihnen meistens vom Geschäft vergütet, oder sie bekommen sogar, wenn nötig, Eisenbahn- oder Dampferbillette mit dem Stempel des Geschäftes, die diesem zu reduzierten Preisen von den Transportgesellschaften abgegeben werden¹⁾.

Tätigkeit in der Ferggstube.

Besonderes Interesse bietet die Besichtigung einer Ferggstube dem Laien nicht. Ein grosses Pult mit den Geschäftsbüchern, ein paar Wagen, ein schön polierter Tisch, Schränke mit Mustern und gewundener Eintragseide etc. etc. — damit ist ungefähr die ganze Ausstattung fertig. In Nebenräumen liegen in normalen Zeiten die auf die Weberin wartenden fertigen Zettel und die zu versendenden, fertigen Stücke bereit.

Lebhaft wird es nur an den Ferggtagen, deren es gewöhnlich 2—4 pro Woche gibt.

In den meisten Geschäften bringt die Weberin ihr „Wupp“ zusammengelegt, so dass es dem Fergger ohne grossen Zeitaufwand nicht möglich wäre, jede einzelne Stelle zu kontrollieren. Eine neuere und bessere Methode besteht unseres Wissens nur in einem der grössten Geschäfte, das sicher zu denen gehört, die ihre ausgedehnte Hausweberei am besten organisiert und den Verhältnissen angepasst haben.

Dort bringt die Weberin das fertige Stück aufgerollt auf dem hintern Baum ihres Webstuhls, dem sogenannten Zettelbaum, zum Ferggen. Von dieser Rolle wickelt es der Fergger mittels Drehung einer Kurbel über einen etwas abgeschragten Tisch langsam auf eine zweite, vorher gewogene Rolle, während unterdessen die Arbeit genau kontrolliert wird und etwaige Fehler festgestellt werden. Sodann wird das Stück mit der Rolle zusammen gewogen und das Gewicht der letzteren abgezogen, so dass man das Gewicht des fertigen Stücks mit dem der dazu abgegebenen Seide vergleichen kann. Ist das geschehen und in Ordnung befunden, so wird der Arbeitslohn berechnet und alles genau gebucht.

¹⁾ Selbstverständlich werden die Löhne danach berechnet. Es ist aber nichtsdestoweniger ein Vorteil für die Weberin, dass die plötzliche Barausgabe wegfällt. Die 1. Mai 1903 erfolgte Abschaffung der Fahrgelder in einem sehr grossen Geschäft trifft viele sehr empfindlich!

Der Fergger.

Es werden vom Fergger also sowohl technische wie kaufmännische Kenntnisse verlangt, so dass in den allermeisten Fällen nur langjährige Vertrauensleute des Fabrikanten zu dieser Stellung erwählt werden. Selbstverständlich gibt es auch hier qualitative Unterschiede. Aber im allgemeinen wird man entschieden den Vermittlern in der Seidenweberei ein viel besseres Zeugnis ausstellen müssen als beispielsweise denjenigen in der Stickerei. Alfred Swainc¹⁾ sagt vom Kaufmann in dieser Industrie, dass er meistens die Details der gewiss nicht schwierigen Technik nicht kennt, was zu Klagen über die Lohnzahlung oft Veranlassung gäbe, und vom Fergger, dass er im kleinen sei, was der Kaufmann im grossen, und dass er dazu meist noch ein Nebengewerbe, oft eine Bierwirtschaft betreibe. Er sei ein „notwendiges Übel“, während er nützlich wirken könne, wenn sein Egoismus geringer und seine Fachkenntnis grösser wäre. Wir sind nicht wohl im stande, den Grad des Egoismus der Seidenfergger mit demjenigen ihrer Kollegen in der Stickerei zu vergleichen, Mangel an Fachkenntnis wird ihnen aber sicher nur ausnahmsweise vorgeworfen werden können. Es ist das eine der vielen guten Folgeerscheinungen ihrer verlorenen Selbständigkeit, denn in seinem wohlverstandenen Interesse wird ein Fabrikant die Leitung seiner Filialen wo immer möglich nur seinen tüchtigsten Leuten anvertrauen und sie auch so besolden, dass sie nicht zu einem Nebengewerbe, am wenigsten zu demjenigen eines Wirtes, zu greifen brauchen.

Der Anrüster.

Während Fergger und Arbeiter gewöhnlich nur an den Zahltagen zusammenkommen, sind es die sogenannten „Anrüster“, die ebenfalls vom Fabrikanten fix besoldeten Gehülfen des Ferggers²⁾, welche die eigentliche Kontrolle besorgen. Sie sind ein unentbehrliches Glied in der Kette, denn nur durch sie werden die Nachteile, welche die isolierte Arbeitsweise der Weber mit sich bringt, einigermaßen gemildert.

Man denke sich eine Ferggerei, wie uns eine bekannt ist, die einen grossen Teil des Zürcher Oberlandes, das Gaster, Teile des Kantons Schwyz und sogar auch noch einige Gemeinden des Kantons Glarus

¹⁾ A. a. O., S. 41—44.

²⁾ Das Gehalt eines Anfängers beträgt, nach mir gewordenen Mitteilungen, zirka Fr. 3 im Tag. Je nach Dienstjahren und anderen Umständen (Ausdehnung des Kreises etc.) steigen sie ungefähr von Fr. 100—160, 170—200 im Monat. Neuerdings macht man auch hier Versuche, eine Art Akkordentlohnung einzuführen: eine fixe Summe als Basis für eine bestimmte Stuhlzahl festzusetzen und ausserdem noch eine Prämie für jeden Stuhl darüber hinaus, den der Anrüster regelmässig zu besuchen sich verpflichtet.

umfasst. Über dieses Gebiet verteilen sich ungefähr 500 Handstühle eines der grössten Geschäfte. Ohne die Einteilung in sogenannte Anrüsterkreise wäre ja eine nur einigermaßen wirksame Kontrolle gar nicht denkbar.

Jeder Anrüster nun hat die ihm zugewiesenen Stühle von Zeit zu Zeit zu besuchen: soweit nichts Pressantes zu besorgen ist, nach seinem eigenen Ermessen, im andern Fall nach der Direktive des Ferggers, denn ein neues Stück sollte nicht ohne den Anrüster angefangen werden, der von dieser Aufgabe her, dem An- oder Aufrüsten des Zettels auf den Stuhl, seinen Namen erhalten hat.

Mit dem eigentlichen Anrüsten jedoch ist die Tätigkeit der Gehülfen nicht erschöpft. Es ist keine Übertreibung, wenn man sie die „Mädchen für alles“ in der Seidenhausweberei nennt, denn sie müssen sowohl Weber wie Mechaniker sein — das letztere wenigstens dort, wo viele Lyoner Stühle sind oder solche mit Ratières etc. — und sich in den primitivsten Verhältnissen oft zu behelfen wissen. Sie sind die einzigen qualifizierten Lehrer der Weberinnen, welchen die allernötigsten Kenntnisse gewöhnlich nur ein webendes Familienmitglied oder eine Nachbarin beibringt, denn Webstuben oder gar Schulen fehlen im Gebiete unserer Hausweberei vollständig¹⁾. Es ist also wahrlich nicht überflüssig, dass die Weberinnen durch die Anrüster auf ungenaue, mangelhafte Arbeit aufmerksam gemacht werden²⁾. „Läuft“ die Arbeit nicht, geht der Stuhl schwer, ist etwas am Stuhl defekt,

¹⁾ Interessant ist es, dass die Anrüster selbst selten oder nie Schüler von der einzigen Seidenwebschule sind, welche die Schweiz aufweist, von derjenigen in Zürich. Von Fabrikanten hörte ich immer das Urteil aussprechen, dass die Schüler als Anrüster unbrauchbar seien, und die Schule beklagt sich über Mangel an Interesse von seiten der Anrüster. Es mag wohl hauptsächlich daran liegen, dass der Anrüster sich doch nur in der Praxis mit den Verhältnissen, in denen er zu arbeiten hat, vertraut machen kann.

²⁾ R. Schwarzenbach, in seinem Ausstellungsbericht vom Jahre 1883 (S. 20/21), nennt die *bessere Ausbildung der Weber* einen eminenten Vorteil, den die Lyoner und Krefelder Industrie vor der Schweiz voraus hat. „In Krefeld und Lyon ist in der Regel der Vater ein ausgezeichnete Webermeister, welcher jahrelang Lehrlingen und Lehrlingmädchen im Weben nachnimmt. Bevor sich ein solcher Lehrling darüber ausweisen kann, dass er 2—3 Jahre unter Aufsicht gewoben hat, würde er sich vergeblich an einen Fabrikanten um Verabfolgung eines Wuppes wenden. Bei uns betrachten sich die jungen Leute schon nach wenigen Wochen als ausgelernt und werden von hiesigen Fabrikanten als fertige, sich selbst zu überlassende Weber angestellt. Und das geradezu unentbehrliche Institut der Krefelder und Lyoner Lehrmeister kommt hier sozusagen gar nicht vor.“

In Krefeld werden mit der Seidenhandweberei auch die Webermeister wohl in nicht gar zu langer Zeit der Geschichte angehören. In Zürich ist aber seit 1883 in dieser Beziehung keine Änderung eingetreten, und es ist wohl wenig Aussicht vorhanden, dass die Ausbildung der jungen Weberinnen auf dem Lande in Zukunft Schulen anvertraut werden wird.

überall ist es der Anrüster, der einzugreifen und zu helfen hat und der bis zu einem gewissen Grade für die Leistungen der Weberin verantwortlich gemacht wird. Leicht ist seine Aufgabe sicherlich nicht: Bei gutem wie bei schlechtem Wetter zieht er Tag für Tag von Weberin zu Weberin, bewaffnet mit seinem schweren Stock und seiner Werkzeugtasche. Ein Anrüster, der wirklich seine Sache versteht — und wir haben solche kennen gelernt, vor deren Intelligenz und Eifer wir grosse Achtung gewonnen haben — kann ungemein segensreich wirken.

Über ihr Verhältnis zu den Arbeiterinnen lässt sich Allgemeingültiges selbstverständlich nicht sagen, denn dasselbe ist ganz von der jeweiligen Persönlichkeit des Anrüsters abhängig.

Nur eines ist sicher, dass man sich den Verkehr zwischen Weberinnen und Anrüstern nicht als einen solchen zwischen Angehörigen verschiedener sozialer Klassen vorzustellen hat. Ein brutaler Unteroffiziers-ton wäre — den Eindruck haben wir überall bekommen — im Gebiete der Zürcher Hausseidenweberei einfach undenkbar und würde den Anrüster, der sich eines solchen bedienen wollte, bald genug unmöglich machen.

Die Zahl der Stühle, die einem Anrüster zur Beaufsichtigung anvertraut werden, ist sehr verschieden und hängt nicht nur von der Ausdehnung seines Kreises ab, sondern auch von der Art der Artikel. Es ist ja begreiflich, dass die Weberinnen glatter, einfacher Stoffe weniger Kontrolle bedürfen, als diejenigen, welche schwierigere Sachen herstellen. Bei den ersteren kann ein Anrüster je nach den übrigen Verhältnissen 80—100, sogar hie und da 110 Stühle bewältigen, bei den letztern dagegen kann die Zahl auf 30—40 sinken.

Die Kontrollierung der Angestellten.

Die Anrüster sind von zwei Seiten einer genauen Kontrolle unterworfen.

Erstens werden sie beaufsichtigt durch die sogenannten „Oberanrüster“, die vom Hauptgeschäfte aus die verschiedenen Anrüsterkreise und Ferggereien besuchen und durchreisen; oft erscheinen sie unangemeldet, oft aber auch kommen sie auf Ersuchen des Ferggers oder Anrüsters, um in besonders schwierigen Fällen zu helfen¹⁾.

Sodann stehen sie natürlich unter der ständigen Kontrolle ihres Ferggers, dem sie jeden Tag ihre Rapporte, auf denen genau eingetragen ist, welche Weberinnen sie besucht und was sie zu bemerken haben, einsenden müssen. Ausserdem notieren sie das

¹⁾ Auch die grösseren Geschäfte, welche ohne Filialen arbeiten, haben ihre Oberanrüster mit genau denselben Aufgaben.

Datum ihres Besuches auf die Weberkarte, bzw. in das „Büchli“ der Arbeiterin und, damit nicht genug, müssen sie in einigen Geschäften jedesmal einen Faden in den Stoff an der Stelle eintragen, bis zu welcher sie ihn besichtigt haben¹⁾.

Der Fergger seinerseits hat alle seine Bücher in festen Intervallen, z. B. einmal im Monat, der Zentrale einzusenden, wo, bei einigem Umfang des Geschäftes, alles, was die Handweberei anbelangt, einem eigenen Stab von Angestellten übertragen ist.

Diese genaue Kontrolle wird selbstverständlich durch das eigenste Interesse des Unternehmers erfordert, aber auch die Arbeiter sind bei diesem System viel besser geschützt, als es in den meisten anderen Hausindustrien der Fall ist. Und es gibt ausserdem Geschäfte, welche Einrichtungen geschaffen haben, die speziell den Schutz der Weber bezwecken.

Dazu gehören die sogenannten „Lohnbüchli“, jedes einzelne auf den Namen und die Nummer einer Weberin ausgestellt, in das, jedesmal, wenn sie neue Arbeit bekommt, ganz genau Art, Qualität, Länge und Breite des Stoffes und des Zettels eingetragen werden, und in das ihr am Zahltag der erhaltene Lohn notiert wird. Die Geschäfte, welche keine „Lohnbüchli“ besitzen, stellen zu jedem Wupp eine eigene Weberkarte aus, so dass ziemlich das gleiche Resultat erzielt wird. Es gibt Firmen, die mit diesen Büchli die Einführung eines am Eingang der Ferggstube aufgehängten Tarifes verbunden haben, der den Lohn für jeden Artikel und jede Qualität eines Artikels genau angibt, so dass der Arbeiter die erhaltene Summe an Hand dieser Lohnsätze kontrollieren kann.

Natürlich gibt es auch in der Seidenweberei Abzüge für fehlerhafte Arbeit, die der Fergger und nachträglich auch das Hauptgeschäft zu machen befugt sind; letztere treffen dann aber nicht immer die Weberin allein, sondern oft Anrüster und Fergger mit. Es gibt gar kein System in der Welt, das vor Ungerechtigkeiten überhaupt zu schützen vermag; es darf aber nicht unerwähnt bleiben, dass über einen Abzugsunfug in unserer Hausindustrie unseres Wissens nicht geklagt wird, dass im Gegenteil von zahlreichen Weberinnen ausdrücklich konstatiert wurde, das Abzugsrecht werde mit Mass gehandhabt²⁾.

¹⁾ Es gibt Geschäfte, wo jeder einzelne Anrüster sogar seine eigene Farbe hat!

²⁾ Die Abzüge sind übrigens in den meisten Fällen nur mässig. Es gibt Geschäfte, die den Lohn abstufen als Weberlohn I, II und III, von denen jeder folgende Fr. 2 per Wupp einbüsst. Der Weberlohn I ist nicht etwa eine Ausnahme, sondern, wie ich bei den von mir besuchten Weberinnen und in den Ferggstuben immer wieder feststellen konnte, der Normalfall. Nur für grobe Verstösse werden grössere Abzüge gemacht.

Natürlich gibt es auch hier oft Klagen, und nicht immer wird ein Abzug als berechtigt anerkannt. Aber eine der wohlthätigsten Folgen davon, dass die Hausindustriellen nur mit festen Angestellten ihrer Arbeitgeber in Berührung kommen, ist die, dass durch die *Offenheit* des jetzigen Systems wenigstens eine Übervorteilung durch die Vermittler, so gut dies überhaupt möglich, ausgeschlossen ist und als Betrug geahndet werden würde, dass von dem geringen Lohne, den die Seidenweberei gewährt, wenigstens nicht unkontrollierbare Teile an den Fingern der Zwischenpersonen kleben bleiben.

Die gegenwärtige Organisation der Seidenhausweberei verursacht also eine Menge Spesen und Bureauarbeiten, und dennoch scheinen sich die Fabrikanten dabei besser zu stehen, als bei dem alten System der selbständigen Fergger. Das dürfen wir wohl daraus schliessen, dass das letztere beinahe ganz verlassen worden ist und ganz aufgegeben zu werden tendiert. Für die Arbeiter muss dies ganz entschieden als eine günstige Entwicklung betrachtet werden.

Die schweizerischen Seidenfabrikanten haben die Organisation ihrer Hausweberei in anerkannter Weise den eigenartigen Verhältnissen, mit denen sie rechnen müssen, angepasst. Die Tatsache, dass man auch anderwärts, wo man zerstreut wohnende, ungelernete Arbeiter vor sich hat, auf gleicher Basis sich einzurichten beginnt, beweist dies zur Genüge. Im südlichen Schwarzwald hat man den Verkehr in gleicher Weise organisiert, was nicht wundernehmen kann, wenn man bedenkt, dass die dortige Seidenweberei ihren Ursprung schweizer Initiative und schweizer Kapital verdankt¹⁾. Aber auch in Krefeld begann man schon Ende der Siebzigerjahre die Provisionsfergger durch feste Angestellte zu ersetzen²⁾. Und sogar in der französischen — ländlichen — Seidenweberei vollzieht sich die Entwicklung in gleicher Richtung³⁾.

¹⁾ Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 84 — 1899 —, „Die Hausindustrie des südlichen Schwarzwaldes“, von Heinrich Bernheim.

²⁾ Thun, a. a. O. I, S. 106/107, S. 114.

³⁾ Pic et Godard, *Le mouvement économique et social dans la région lyonnaise*, Lyon et Paris 1902. Ein Aufsatz von V. Pelosse über „le Tissage rural des soieries dans le Rhône“ zeigt, dass auch in Frankreich eine ähnliche territoriale Verschiebung wie in der Schweiz vom Zentrum nach der Peripherie im Gange ist. Weiter heisst es, dass die Fergger noch meistens à leurs risques et périls arbeiten. Aber: „Cette organisation tend à se modifier très sensiblement.“ An die Stelle der contre-maitres treten mehr und mehr feste Angestellte (chefs du comptoir). Die ländlichen südfranzösischen Weber sind nicht etwa Spezialitätenweber wie die Lyoner. Sie fertigen zum grossen Teil einfachere Stoffe an, echte „schweizer Ware“.

Die Produktionsmittel.

Widmen wir zum Schluss noch der Frage, wie sich Unternehmer und Arbeiter am Eigentum der Produktionsmittel beteiligen, einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit.

Es muss hier unterschieden werden zwischen den verschiedenen Arten von Handstühlen.

Die leichten, alten Handstühle gehören, von wenigen Ausnahmen abgesehen, den Arbeitern. Der Dorfschreiner kann sie ja erstellen, und die Kosten sind so wenig hoch — man rechnet heute Fr. 15—20, höchstens Fr. 35, je nach dem Zubehör —, dass ein Abzahlungsgeschäft zwischen Unternehmer und Weber hier nur sehr selten einzutreten braucht. In den meisten Fällen ist übrigens der Webstuhl schon ein Erbstück. Sehr häufig liefert aber der Fabrikant verschiedene Bestandteile, auf deren Qualität es sehr ankommt, so dass es vorkommen kann, dass nur die vier Pfosten des Webstuhls dem Arbeiter gehören.

Vervollkommnungen wie Regulatoren, Ratières u. s. w. gehören immer dem Fabrikanten.

Das gleiche ist der Fall mit den sogenannten *Lyoner Stühlen*, die mit allem Zubehör auf zirka Fr. 200 zu stehen kommen.

In bezug auf ihre Abtretung an den Arbeiter bestehen nun verschiedene Praktiken. Es gibt solche, die es nur dem Fergger oder Anrüster überlassen, sich solche Weberinnen auszusuchen, welche zuverlässig genug sind, um ihnen einen Lyoner Stuhl anzuvertrauen.

Andere Firmen — namentlich diejenigen, welche viele Lyoner Stühle beschäftigen und also ein beträchtliches Kapital darin angelegt haben — verlangen die Unterzeichnung einiger vertraglicher Verpflichtungen. So liegt ein Kontrakt vor uns, nach dem der Arbeiter, der innerhalb 4 Jahren seine Entlassung verlangt oder wegen seinem Verschulden entlassen wird, sich verbinden muss, für Benutzung der Gegenstände Fr. 10 zu zahlen. Weiter hat er Mangelndes oder Beschädigtes nach Tarif zu vergüten und eine Summe von Fr. 30 Decompte einzuzahlen, in der Weise, dass ihm von jedem Lohne Fr. 1—2 abgezogen werden. Diese Summe wird nach tadelloser Rücklieferung des Stuhles mit Zubehör dem Arbeiter zurückvergütet.

Um drückende Verpflichtungen handelt es sich hier also keineswegs, und wo ähnliche Verträge abgeschlossen werden können, da liegt beim Weber, bzw. bei der Weberin tatsächlich kein Interesse vor, sich den Stuhl zu Eigentum zu erwerben.

Was ihr Verhältnis zum Unternehmer anbelangt, so haben also die schweizerischen Seidenstoffhausweberinnen im letzten halben Jahrhundert nach und nach

alles verloren, was sonst bei einer hausindustriellen Bevölkerung typisch ist. Im Grunde stehen sie dem Unternehmer nicht anders gegenüber als *Fabrikarbeiter*, mit dem einzigen, übrigens überwiegend schweren Unterschied, dass sie isoliert arbeiten, anstatt in Fabrik-sälen oder Werkstätten vereint.

Unseres Wissens weist auch in der Schweiz keine andere Hausindustrie eine solch geschlossene, stramme Organisation auf, — Grund genug, sie wenigstens in Umrissen, wie es oben geschehen, zu beschreiben¹⁾.

Für unsere Arbeit verdanken wir dieser eigenartigen Organisation unser wertvollstes Material. Ohne sie, ohne die genaue Buchhaltung und die Lohnbücher der Weberinnen wäre es niemals möglich gewesen, *sichere* Angaben über die Lohnverhältnisse zusammenzubringen.

Für denjenigen, welcher die Verhältnisse einer Arbeitergruppe kennen lernen will, bilden immer die Löhne die Basis, und auch hier richtet sich das Auge zu allererst auf sie.

Wir hoffen, unsere Notizen über die Lohnverhältnisse werden am besten im stande sein, das Charakteristische, die Eigenart der schweizerischen Seidenhausweberbevölkerung zu zeigen.

IV. Kapitel.

Lohn und Arbeitszeit.

1. Vor dem Anfang der mechanischen Weberei.

In dem die Krefelder Seiden- und Sammetweberei behandelnden Abschnitte seines bekannten Werkes über „Die Industrie am Niederrhein und ihre Arbeiter“ schildert Alphons Thun seinen Lesern die Krise, in welche Krefeld bald nach dem Rückfall an Preussen hineingeriet. Und er wirft da der Schweiz vor, einen sehr ungünstigen Einfluss auf die Gestaltung der Weberverhältnisse am Rhein ausgeübt zu haben. Zürich hätte den Krefelder Stapelartikel mit aller Energie aufgegriffen, und *gegen Zürich mit seinen sehr niedrigen Arbeitslöhnen* wäre eben keine Konkurrenz möglich gewesen, so dass Zürich Krefeld auf der Leipziger

¹⁾ Ein Anrüsterinstitut kennen auch die *Appenzeller Plattstichweber*. Es handelt sich hier aber nur um ein kleines Gebiet, wahrscheinlich hat sich also nicht ein solch geschlossenes System entwickelt wie bei der Seidenweberei. Genaueres ist mir hierüber nicht bekannt. Zwei Weber, mit denen ich sprach, konnten nähere Auskunft nicht geben.

Nur die *Bandweberei* scheint, wie ich nachträglich ersehe, in ähnlicher Weise organisiert zu sein. Dr. F. Schuler, „Die schweizerische Hausindustrie“, Zeitschrift für schweizerische Statistik 1904, 2. Lieferung, S. 137.

Messe nicht nur entschieden schlug, sondern die rheinischen Fabrikanten noch infolgedessen zur Herabsetzung der Löhne für glatte Stoffe um 15% gezwungen wurden¹⁾.

Und später noch einmal, nach der Krise vom Jahre 1857, soll sich der Einfluss der billigen Schweizerlöhne sehr fühlbar gemacht haben. Es wurde damals sogar von den Krefelder Webern ein Spottlied gesungen:

„Schweizerlohn, do welln wir net für werken,
Viderallala, viderallala;
Do söken wir liewer Perken (Regenwürmer)²⁾).

Leider beziehen sich diese Bemerkungen auf eine an brauchbarem Material über die zürcherische Seidenweberei sehr arme Periode. Speziell über die damaligen Lohnverhältnisse haben wir nur wenige Notizen gefunden. So lesen wir in einem Berichte von Konrad von Muralt über die Zürcher Weberei: „Ein guter Weber beschäftigt sich meistens 15 bis 16 Stunden täglich, um 30 Kreuzer (das wäre nach heutiger Währung zirka 90 Rappen! d. V.) zu verdienen. Sehr geschickte kommen bedeutend höher. Zettler verdienen 40—45 Kreuzer täglich³⁾. Wenn 30 Kreuzer wirklich der Durchschnittslohn eines guten Arbeiters für 15—16stündige Arbeit gewesen sein soll, so brauchen uns die Klagen der Krefelder nicht weiter in Erstaunen zu setzen: 90 Rappen als Taglohn hätte auch der anspruchloseste Webermeister nicht mehr als „Existenzminimum“ ansehen können.

Nun vermuten wir aber, dass eine einzelne Durchschnittsangabe für die damalige Zeit einen nicht viel grösseren Wert gehabt hat, als ihr heute zukommen würde.

Magerer noch ist unsere Ausbeute für die folgenden Jahrzehnte⁴⁾, nur so viel können wir daraus schliessen, dass von einer Hebung der Lohnsätze während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keine Rede gewesen ist, und dass die Löhne tatsächlich absolut und relativ niedrige gewesen sein müssen.

2. Unter dem Einfluss der Entwicklung der mechanischen Weberei.

Die Sechziger- und Siebzigerjahre leben noch heute in der Erinnerung des Seidenfabrikanten fort als „die goldene Zeit“, in der die Gewinne reichlich flossen und die Verluste selten waren⁵⁾.

¹⁾ I. Band, S. 112.

²⁾ A. a O., S. 121.

³⁾ Im Berichte von John Bowring an das englische Parlament über Handel und Fabriken in der Schweiz. Übersetzung 1837.

⁴⁾ H. Dolder, „Die Seidenindustrie im Kanton Zürich 1851“, bringt einige Angaben über damals für die gangbaren Artikel bezahlten Preise = Löhne.

⁵⁾ Schwarzenbach im Bericht über die Seidenindustrie an der Landesausstellung in Zürich 1883, vgl. oben, Kap. I, S. 9.

Inwieweit nun auch den Arbeitern damals höhere Löhne zugeflossen sind, lässt sich wiederum nicht mit Sicherheit feststellen. Eine Aufwärtsbewegung hat aber stattgefunden, und wenigstens für eine Reihe von Artikeln — mit einigen Schwankungen nach unten — gedauert bis gegen Anfang der Neunzigerjahre. Aus dem Munde älterer Weberinnen hatten wir des öfteren Gelegenheit, zu erfahren, dass die rückläufige Bewegung nicht früher angefangen hat.

Je mehr nun die mechanische Weberei sich ausdehnte und die Maschinen vervollkommnet wurden, um so genauer wurden die Kalkulationen in den Geschäften, die dem Fabrikanten besagen sollten, welche Artikel sich am besten und billigsten von Hand erstellen lassen würden, und bei welchem Lohnsatz noch eine Rendite möglich wäre¹⁾.

Die Höhe des Gewinns, welchen die mechanische Weberei abwarf, wurde also je länger je mehr massgebend; je „billiger“ die mechanische Weberei wurde, um so schlechter mussten auf die Dauer die Aussichten der Handweberei werden.

Zuerst profitierten die Arbeiter beider Betriebsformen vom riesigen Aufschwunge der Industrie seit den Sechzigerjahren, — beim Fortschreiten der Entwicklung war für die Handweber nur noch eine fallende Bewegung der Löhne möglich. Für einige Artikel wenigstens ist ein zahlenmässiger Beleg möglich.

Zu den sehr beliebten Stoffen in den Siebzigerjahren gehörte ein Halbseidenstoff, Turquoise, beliebt auch bei den Webern, weil man es bei der geringen

¹⁾ Der Bericht über die Weltausstellung vom Jahre 1889 illustriert diese geschäftliche Kalkulation an einem einfachen Beispiele (S. 74). Absichtlich wird ein Artikel gewählt, bei welchem der Handstuhl in sehr direkter Konkurrenz zur mechanischen Weberei steht, ja, der heute auch beim niedrigsten Lohnsatz in der Handweberei teurer kommt — teurer käme, kann man fast sagen — denn er gehört gegenwärtig sozusagen ganz der Fabrik:

2 Stück Merveilleux tout soie 60 m. lang, Produktion 10 m. per Tag und Stuhl à 12.5 Cts. Weblohn per Meter = Fr. 2. 50 per Tag.

6 Arbeitstage à Fr. 2. 50	Fr. 15
Spulen der Trame Kos. 4 à Fr. 1	„ 4
Allgemeine Spesen per Stuhl Fr. 1. 75 per Tag	„ 21
Überwachen, Vorarbeiten zum Weben, Reiben, Putzen etc.	„ 10

Herstellungskosten Fr. 50

Da auf 2 Stühlen gewoben wird, kosten also 120 m. zum Herstellen Fr. 50, und die nämliche Summe bleibt für den Handweber; es gehen aber in erster Linie davon ab: 10% für den Fergger oder Fr. 5, bleiben für den Weber Fr. 45 = 37.5 Cts. für den Meter, und bei einer Leistung des Webers von 3 m. per Tag oder 40 Tagen für 120 m. Fr. 1.125 per Tag.

Bei gleichem Stoff verdient also per Tag:
 der mechanische Weber Fr. 2. 50
 „ Handweber . . . „ 1.125

Letzterer wird aber bezahlt mit Fr. 1. 40 im Durchschnitt, d. h. zirka 20% teurer als beim Fabrikbetrieb.

Schusszahl — nur 30 per Zoll — auf eine ganz beträchtliche Leistung im Tag bringen konnte. Tageslöhne von Fr. 5 sollen da für gute Berufsweberinnen nichts Seltenes gewesen sein.

Schon eine etwas schwerere Arbeit war die farbige Faille mit 96 Eintragsschüssen per Zoll, von denen das „Wupp“ von 140 Ellen mit Fr. 46—50 bezahlt wurde. Sehr tüchtige Berufsweberinnen konnten dabei auf Fr. 4—4. 50 im Tag kommen. Ende der Siebzigerjahre kamen halbseidene Satins in Aufschwung mit 90—100 Schüssen und einem Lohn von Fr. 36—40 per 100 m. Diese satin- und surahartigen Gewebe waren bei den Weberinnen fast so beliebt wie die obengenannten Turquoises. Und gerade hier ist der Kampf gegen die mechanische Weberei, wo der gleiche Stoff heute hergestellt wird für 10—12 Rappen per Meter, ein völlig aussichtsloser geworden.

In den Achtzigerjahren erlebten sodann die Cachenez, die keine besonders grossen Anforderungen an die Qualität der Weberin stellen, eine gute Zeit. Für Tüchli, die der Weberin heute nur noch 28—29 Rappen eintragen, wurde damals 40 Rappen bezahlt, so dass, bei 7—8 Stück in 12 Stunden, wenigstens Fr. 2. 80 bis Fr. 3. 20 verdient werden konnten. Ganz leichte Qualitäten, nur 46 cm. breit, so dass viele Weberinnen es bis 15, sogar bis 20 Stück im Tag bringen konnten, bezahlte man damals noch mit 20 Rappen per Stück, heute nur noch mit 10 Rappen.

In der gleichen Periode stiegen die Löhne für den Taffetas, die noch Ende der Sechzigerjahre nicht höher, sogar teilweise noch tiefer als jetzt standen. In den Siebzigerjahren nahm die Aufwärtsbewegung ihren Anfang, namentlich als 1873—1874 die farbigen Taffete von der Mode begünstigt wurden. Ende der Achtzigerjahre gab man Fr. 40—42 für Stücke von bestimmter Qualität und Länge, die heute nur noch mit Fr. 30 bezahlt werden¹⁾.

Seit nun zirka 10—12 Jahren sind die Löhne in der Handweberei fast Jahr für Jahr heruntergegangen, mehr oder weniger, je nach der Art des Artikels. Und noch in der neuesten Zeit haben nicht unbedeutende Lohnherabsetzungen stattgefunden, nicht nur für die leichten Stoffe, sondern auch für die schwereren Qualitäten, welche die Hauptdomäne des Lyoner Stuhls bilden.

So notierte man für eine schöne Taffetvariation „Luxor“ im Jahre 1898 Fr. 28 per 65 m., im April 1903 Fr. 22, im Mai 1903 nur noch Fr. 21. Für eine

¹⁾ Wir verdanken diese Angaben einem langjährigen Vertrauensmanne und Angestellten des grössten Zürcher Seidengeschäftes. Seine Mitteilungen beschränken sich also nur auf dieses eine Geschäft; die Tendenzen sind aber überall die gleichen.

bestimmte Qualität Faille 1901 Fr. 25 per 60 m., 1903 Fr. 22 für die gleiche Länge¹⁾.

Es ist dabei nicht zu vergessen, dass die Organisation der Zürcher Seidenhausweberei es den Fabrikanten ermöglicht, zu „sparen“, ohne dass sie sofort den Lohntarif herabsetzen. Schon früher haben Geschäfte, die das Einziehen der Kettfäden durch die Zähne des Blattes der Weberin überlassen, den einst gebräuchlichen besonderen Einzieherlohn abgeschafft. Kürzlich, im Mai 1903, sind bei einer tonangebenden Firma die Bahnbillets, die sie bis dahin den Webern zum Ferggtag gab²⁾, und alle Zulagen, die früher bei pünktlicher Lieferung so ziemlich die Regel waren, dahingefallen. Es versteht sich von selbst, dass diese Massregeln die Bedeutung versteckter Lohnherabsetzungen haben.

Grössere Unterschiede in der Bezahlung bei den verschiedenen Fabrikanten — die ungleichen Anforderungen, welche die einzelnen Artikel an die Arbeiterinnen stellen, in Betracht gezogen — kamen und kommen auch heute begreiflicherweise nicht vor. Und wo sie vorkommen, wenn ein Fabrikant rascher zu einer Lohnherabsetzung greift als die anderen, da werden sie durch die Konkurrenz bald wieder annähernd ausgeglichen.

Grösser sind die Differenzen zwischen der Lohnbewegung bei den glatten, einfachen Sachen und den Spezialitäten.

Es ist ja klar, dass der Lohndruck sich um so mehr geltend macht, je mehr ein Artikel in direkte Konkurrenz zum mechanischen Stuhl tritt. Lockere, glatte Stoffe, wie Surah und Satin, haben schon aus der Handweberei verschwinden müssen, weil auch beim denkbar niedrigsten Lohne keine Konkurrenz gegen die Maschine mehr möglich war. Und seit nun sogar beim dichteren Taffetas die Maschine dem Handwebstuhl näher auf den Leib rückt, macht sich auch bei ihm die sinkende Tendenz in immer zunehmendem Masse bemerkbar. Der Umstand, dass der Taffet sozusagen von jedem Geschäft und in solchen Massen fabriziert wird, dass von einem grösseren Profit bei ihm überhaupt nicht mehr die Rede sein kann, hat die Verhältnisse für die Hausindustrie noch verschlimmert.

Dagegen sind uns Spezialitäten bekannt, deren Preise — bzw. Löhne — seit einer Reihe von Jahren ziemlich stabil geblieben sind. Es ist uns sogar ein Artikel begegnet, der erstaunlicherweise noch in der neuesten Zeit eine Aufwärtsbewegung zu verzeichnen

¹⁾ Auch diese Angaben beziehen sich auf ein bestimmtes Geschäft und eine bestimmte Gegend, wo im allgemeinen niedrigere Lohnsätze gelten, als im Kanton Zürich: auf den Berner Jura. Vgl. übrigens den Schluss unserer Anmerkung 1.

²⁾ Vgl. oben, Kapitel III, S. 113.

hatte: der sehr schwere Seidenreps Ottoman, für den eine Firma Anno 1900 nur Fr. 34 per 60 Meter gab, während sie ihn jetzt — Sommer 1903 — mit Fr. 45 für die gleiche Kette bezahlt. Bei ihm handelt es sich nämlich immer nur um ganz kleine Bestellungen, und dafür findet man — weil er zu den schwierigsten Artikeln gehört — nur mit der grössten Mühe die nötigen Arbeiter, so dass man den Lohn bedeutend heben musste. Eine Konkurrenz des mechanischen Stuhls ist hier überhaupt noch nicht vorhanden. Wir haben es also mit einem ganz vereinzelt Ausnahmefall zu tun.

Es ist uns selbstverständlich nicht möglich, eine auch nur einigermaßen vollständige Liste von der Bewegung der Arbeitslöhne für alle gangbaren Artikel unserer Hausweberei zu bringen. Wollte man eine solche Zusammenstellung machen, so wäre eine detaillierte Angabe der jeweiligen Qualität, der Dichte, Zettelänge und -breite, kurz aller jener Momente, auf welche die Berechnung des Weblohnes sich aufbaut, unumgänglich. Es hätte eine solche Liste nur für den Fachmann Interesse. Uns kam es allein darauf an, an der Hand einiger Beispiele zu zeigen, dass sich die wachsende Ungunst der Zeiten für die Hausseidenweberei in einer wachsenden Verschlechterung der Lohnsätze äussert, überall da, wo die Maschine dem Handstuhl das Terrain streitig macht, und zwar um so mehr, in je höherem Masse die Handweberei durch die fabrikmässige Weberei bedrängt wird.

3. Jahreslöhne in der Hausweberei.

Eine für uns ungleich wichtigere Frage, die wir im obigen kaum gestreift haben, erhebt sich nun. Was haben die bestehenden Lohnsätze, von denen wir einige angaben, für eine Bedeutung für die Arbeiterin, mit anderen Worten, wie hoch beläuft sich der Verdienst, den die Hausseidenweberei gegenwärtig abwirft oder abwerfen kann, wie hoch wäre eventuell der Durchschnittslohn einer Weberin anzusetzen?

Es ist selbstverständlich, dass man sich, wollte man diese Frage mit einiger Sicherheit beantworten, auf eine umfassende Statistik stützen können müsste. Eine derartige Statistik besteht ebensowenig für unsere Hausindustrie, wie für irgend eine andere. Die Seidenindustriegesellschaft des Kantons Zürich wäre wohl das einzige Organ, das eine solch umfassende Erhebung auszuführen im stande wäre, ihre offizielle Statistik enthält aber in dieser Richtung keine Angaben¹⁾.

¹⁾ In den früheren Statistiken gab es nur eine Angabe von der Gesamtsumme der „in der Hausindustrie verausgabten Arbeitslöhne“, in derjenigen von 1900 fehlt auch diese; grossen Wert hatte sie allerdings nicht.

Dank der eigenartig straffen Organisation der Hausweberei ist der Forscher glücklicherweise nicht genötigt, sich bloss auf mündliche Angaben zu stützen.

Bei unsern Weberbesuchen im Gebiete solcher Geschäfte, die Lohnbücher eingeführt haben, wurden uns diese zur Verfügung gestellt, so dass wir Gelegenheit hatten, eine beträchtliche Anzahl von Jahreslöhnen herauszurechnen und bei vielen sogar den Verdienst während der letzten zwei bis drei Jahre zu verfolgen. Ausserdem erlaubte uns ein Fabrikant, der die Lohnbücher noch nicht besitzt, aus seinen Geschäftsbüchern den Jahreslohn einiger Weberinnen herauszuziehen. Wo wir nun diese Löhne direkt bei den Weberinnen selbst zusammenrechnen konnten, da suchten wir uns natürlich so genau wie möglich nach den allgemeinen Verhältnissen zu erkundigen, die allein die Bedeutung der erhaltenen Summen ins richtige Licht setzen konnten. Wo wir dagegen auf die Geschäftsbücher angewiesen waren, da haben wir vorzugsweise nur solche Weberinnen gewählt, die wir selber besucht hatten, so dass auch hier das gleiche Ziel zu erreichen war.

Im ganzen nun besitzen wir diese genauen Lohnangaben — zum Teil zurückgehend bis Anfang 1901 oder sogar 1900 — für 82 Weberinnen. Das ist, wenn wir bedenken, dass es immer noch zirka 18,000 bis 19,000 Handweberinnen gibt¹⁾, eine verschwindend kleine Zahl.

Wir wären in der Lage gewesen, unsere Auszüge aus den Büchern des oben erwähnten Geschäfts, das uns die Pflicht der Beschränkung gar nicht auferlegt hatte, auszudehnen auf über 400 Weberinnen. Doch glaubten wir, uns freiwillig beschränken zu müssen, weil wir der Überzeugung sind, dass sich mit dieser kleinen Anzahl mehr machen lässt, als mit einem voluminösen Material, dessen Bedeutung wir gar nicht übersehen könnten. Bei diesen 82 Weberinnen sind wir doch in der Lage, zu beurteilen — bei der einen freilich genauer, als bei der andern —:

1. Ob die Lohnunterschiede nur zurückzuführen sind auf den Unterschied in der Qualität der Arbeit und
2. Ob die ganze Arbeitskraft eingesetzt worden ist oder nicht, um den angeführten Jahreslohn zu erringen. *Anders ausgedrückt*, ob die Zeit, auf ein „Wupp“ verwendet, eine einigermaßen normale, ist und ob die Arbeitspausen darauf zurückzuführen sind, dass für die arbeitswillige Weberin keine Arbeit vorhanden — oder darauf, dass die Weberin freiwillig dem Fabrikanten ihre Arbeitskraft entzogen hat. — Wir glauben, diese Um-

¹⁾ Beziehungsweise — gab, bis zur beträchtlichen Einschränkung der Produktion, unter dem Einfluss der herrschenden Krise.

schreibung nicht unterdrücken zu dürfen, da sonst vielleicht der Glaube entstehen könnte, als seien wir etwa der Meinung, dass nur die — auch in unserer Hausweberei vorkommende — vierzehn- oder fünfzehnständige Arbeitszeit als Aufwand „der ganzen Arbeitskraft“ betrachtet werden dürfe! Es handelt sich um grössere Unterschiede als um den zwischen einem zwölf- und einem fünfzehnständigen Arbeitstag.

Bringen wir nun zunächst ohne Kommentar, was wir gefunden haben.

Von den 82 in Betracht kommenden Weberinnen erreicht eine im Durchschnitt der letzten drei Jahre nicht Fr. 100;

12	Weberinnen verdienen zwischen	Fr. 100 u. 200
22	„ „ „ „	200 „ 300
26	„ „ „ „	300 „ 400
7	„ „ „ „	400 „ 500
10	„ „ über	„ 500

und von diesen letzten kommen 7 über Fr. 600, 2 über Fr. 700. Fr. 800 erreicht keine, und es dürfte dies wohl auch der Wirklichkeit entsprechen.

a) Das Minimum liegt fast unwahrscheinlich tief. Und dennoch ist die Weberin, die in den Jahren 1900—1902 Fr. 89, 100 bzw. 98 mit der Seidenweberei verdiente, zwar ein Ausnahmefall, aber kein Unikum. Sehen wir uns ihr Lohnbuch etwas näher an: im Jahre 1900 stellte sie 5 Wüpper fertig, resp. vom 11. Januar bis 5. Februar, vom 5. Februar bis 8. März, vom 8. März bis 29. März, vom 21. September bis 8. November und vom 10. Dezember bis 10. Januar 1901. Im Jahre 1901 fielen die Monate Mai bis und mit Oktober ganz aus, im Jahre 1902 wurde sogar vom 25. April bis zum 24. November nicht gewoben. Wir haben hier also eine Weberin, die im besten Falle auf gut 100 Arbeitstage im Jahre kommt und die auch selten einen ganzen Tag am Webstuhl zubringt. Beweis: Ihre Tagesleistung beträgt im Durchschnitt nur 2 Meter, wo andere, Berufsarbeiterinnen, von den gleichen Artikeln 4—5 Meter täglich weben.

b) Gruppe von Fr. 100—200. Wir finden hier schon Jahres- und Winterarbeiterinnen nebeneinander. Die ersteren in der Gestalt von Hausfrauen, die das ganze Jahr hindurch nur einen Teil des Tages auf die Weberei verwenden, denen es — wir vermochten bei unsern Besuchen keinen anderen Eindruck zu gewinnen — entweder an der nötigen Begabung oder an den Charaktereigenschaften fehlt, um es zu einer guten Weberin und damit zu lohnenderen Artikeln zu bringen, oder die sonst in sehr ungünstigen Verhältnissen leben. Bei einer dieser Hausfrauen haben wir innerhalb zweieinhalb Jahren nur einmal den normalen

Lohn I notiert gefunden¹⁾, sonst immer nur Lohn II — Abzug von Fr. 2, wegen Flecken, Unsauberkeiten etc. — Auf unserer Liste stehen aber ausserdem noch die Namen solcher Weberinnen, die man schon als „Berufsarbeiterinnen“ bezeichnen kann. Es sind das die Weberinnen der untersten qualitativen Stufe, denen nur die allergeringsten Artikel anvertraut werden (z. B. dünne Cachenez und höchstens noch ganz leichte Taffete), und auch solche, deren schlechter Gesundheitszustand sie immer wieder zu längeren Arbeitspausen zwingt. Im Toggenburg besuchten wir eine Cachenezweberin, die in für sie normalen Zeiten zirka 70 Cts. täglich verdient, der aber z. B. im Jahre 1902 zweimal eine Kette „wegen Krankheit“ weggenommen werden musste, wegen einer Krankheit, die sie im ganzen 3—4 Monate arbeitsunfähig machte. So brachte ihr dieses Jahr nur Fr. 173. 40 Weblohn! Dieses Beispiel steht nicht allein da. — Die übrigen der zu dieser Gruppe gehörigen Weberinnen (6) lassen sich weder den Jahresarbeiterinnen noch den Berufsweberinnen zuzählen, denn bei ihnen fällt der Sommer ganz oder teilweise aus, manchmal auch ein Teil des Herbstes. Eine junge Frau webt im Winterhalbjahr nach ihren eigenen Angaben, wenn es hoch kommt, 9—10 Stunden, in den Monaten Juli bis Oktober dagegen fast gar nicht; ihr Lohn überstieg während der letzten drei Jahre nicht Fr. 180. Eine andere lieferte von Ende Juli bis Ende Dezember 1901 nur 2 Stücke à zirka 100 Meter ab, im nächsten Jahr nur 1 Wupp vom 1. März bis zum 25. Juni, während Juli und August ganz ausfielen und September und Oktober teilweise. So brachte sie in den 3 letzten Jahren es nur auf Fr. 140—150 im Durchschnitt. Die dritte, welche wir hier als Beispiel anführen wollen, gibt sich mit der Weberei nur so ganz „nebenbei“ ab; vom 11. April bis 28. August 1901 stellte sie 4 Stücke fertig, die ihr zusammen Fr. 115 eintrugen. Die Monate September bis April verlebt sie alljährlich in der Stadt bei Verwandten. Zu unserm Erstaunen arbeitet diese Frau nicht an einem alten Handstuhl, sondern an einem Lyoner Stuhl, der dem Geschäft gehört.

c) *Gruppe von Fr. 200—300.* Eine scharfe Grenze zwischen der eben behandelten und dieser Gruppe ist nicht vorhanden. Da wir ganz voraussetzungslos an unsere Zusammenstellung von Jahreslöhnen herangetreten sind und gar kein Interesse an einer bestimmten „Färbung“ haben, so beruht es wohl kaum auf Zufall, dass diese Gruppe so viel stärker vertreten ist als die vorhergehende; es wird das mit den allgemeinen Verhältnissen übereinstimmen. Auch hier wieder die gleiche Zusammensetzung: Hausfrauen, die entweder das ganze

Jahr gleichmässig oder im Sommer gar nicht, dafür im Winter mehr weben; auch junge Mädchen, die sich in ähnlichen Verhältnissen befinden, daneben eine grössere Anzahl von Weberinnen, für welche die Weberei Hauptbeschäftigung ist, und diese haben wir namentlich dort zu suchen, wo die ganz geringen und leichten Artikel vorherrschen, für welche der Handstuhl nur noch Notbehelf ist. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir annehmen, dass ein sehr grosser Teil der Weberinnen im Zürcher Oberland und den angrenzenden Gegenden und in der ganzen Urschweiz nicht mehr als Fr. 250 im Jahre verdient.

d) *Gruppe von Fr. 300—400.* Ist es einer leidlich guten Weberin billiger Louisines und Taffete oder Cachenez noch möglich, auch bei einem Ausfall in den Sommermonaten, auf Fr. 250—300 Jahresverdienst zu kommen, so wird es viel schwerer halten, diese Summe zu übersteigen. In dieser Gruppe bilden — namentlich insoweit billige Massenware gewoben wird — die jungen Mädchen, bei welchen Arbeitstage von 12 bis 14 Stunden und darüber nichts Seltenes sind, schon ein grösseres Kontingent. Wenn dies auch auf unserer Liste nicht deutlich zum Ausdruck kommt, so fühlen wir uns doch zu dieser Behauptung berechtigt durch unsere Beobachtungen auf den Touren im Zürcher Oberland und in den innern Kantonen, wo wir eine grosse Zahl von Jahreslöhnen zwar nicht schwarz auf weiss haben berechnen, aber doch mit etwelcher Sicherheit haben schätzen können.

Nun leidet jedoch auch diese Gruppe nicht an Einförmigkeit. Eine junge Weberin brachte es im Jahre 1902 mit leichten Taffetas und Cachenez auf Fr. 345, obgleich sie im Sommer nur wenig gewoben hat, drei andere befinden sich ungefähr im gleichen Fall. Sodann finden wir die Namen von vier Spezialitätenweberinnen, die per Meter beinahe zweimal so viel verdienen, als eine gewöhnliche Taffetweberin. Dass sie trotzdem nicht höher kommen, ist erstens begründet in Verhältnissen, auf die wir hier nicht näher eingehen können, ausserdem aber auch darin, dass bei jenen Artikeln häufiger Stockungen eintreten, die zu einem Feiern oder zum Übergang zu unlohnendern Geweben zwingen.

Aber auch der *Lyoner Stuhl* ist hier stark vertreten, und zwar mit ziemlichen Variationen, was Art und Qualität der Arbeiter anbelangt. Wir finden bei dieser Gruppe ältere Frauen, einst sehr gute Weberinnen, deren Leistungsfähigkeit schon etwas zurückgegangen ist. Dann junge Anfängerinnen, die wahrscheinlich einmal zu den besten Weberinnen gehören werden, wenn ihre Kraft nicht zu früh erschöpft wird, und eine ganze Reihe mittelguter und fleissiger Weber, die sich niemals viel über die Durchschnittsqualität

¹⁾ Vgl. die Fussnote 2 im vorigen Kapitel, S. 115.

erheben werden. Und endlich gibt es auch bei dieser Gruppe noch Saisonweberinnen, jedoch nur in Typen, die einen Anruster zu der Bemerkung veranlassen: „Mit 100 solcher Weberinnen würde unser Geschäft zu einem andern Resultat kommen.“ Eine dieser Musterweberinnen verdiente im Jahre 1902 immerhin noch Fr. 380, trotzdem die drei Sommermonate ganz ausfielen und sie sich auch im September und Oktober nur in reduziertem Masse der Weberei widmen konnte.

e) *Gruppe von Fr. 400—500.* Unsere Liste verzeichnet hier wiederum eine viel geringere Zahl. Es gehören hierher nur *gute* Weberinnen, wenn es auch noch zu viel wäre, hier schon von Ausnahmen zu sprechen. Noch finden wir hier verheiratete Frauen, aber nur solche, die in ruhigen Verhältnissen leben und sich das ganze Jahr hindurch der Weberei widmen können. So besuchten wir eine über 50 Jahre alte Frau, die im Laufe der letzten drei Jahre jeweils auf zirka Fr. 470—480 kam, trotzdem sie noch die gewöhnlichen Hausgeschäfte für sich und ihren Mann zu besorgen hatte. Neben anderen in ähnlichen Verhältnissen lebenden haben wir noch eine Frau verzeichnet, die sich mit der erwachsenen Tochter in die Arbeit teilt, so dass der Webstuhl, wenigstens im Winter und wenn nicht Krankheit störend dazwischentritt, wohl zirka 14—15 Stunden täglich klappert. Der Erfolg ist seit drei Jahren ein Verdienst von respektive Fr. 450, 520 und 430.

f) *Gruppe von Fr. 500 und darüber.* Selten sind hier die verheirateten Frauen geworden: unsere Liste zählt ihrer nur drei. Zwei dieser Frauen können sich so ungeteilt der Weberei widmen, als wären sie aller übrigen Pflichten ledige Berufsweberinnen, und bei der dritten ist, fürchten wir, das verhältnismässig gute Resultat nur der äussersten Anspannung aller Kräfte zu verdanken. Nur in recht seltenen Fällen wird die Weberin von leichten Handstuhlartikeln über Fr. 500 hinauskommen, und so müssen wir die Vertreterinnen dieser Gruppe namentlich, wenn auch nicht ausschliesslich, dort suchen, wo die Lyoner Stühle vorherrschen. Mit ihnen sind die guten Qualitäten und solche Spezialitäten verknüpft, bei denen die mechanische Konkurrenz sich noch nicht oder erst wenig fühlbar macht.

Über Fr. 700 kommen nur seltene Ausnahmen hinaus, auf unserer Liste nur zwei Weberinnen. Die eine, die im Jahre 1902—1903 — merkwürdigerweise an einem gewöhnlichen Handstuhl — auf Fr. 775 kam, ist im Geschäfte, für welches sie arbeitet, bekannt wegen ihres „riesigen Fleisses“¹⁾. Und hinter der andern

¹⁾ Der Kuriosität halber: April 1902—1903 wob sie im ganzen zirka 1900 Stab = 3800 Ellen, das macht im Tag (das

versteckt sich eine zweite Weberin: zwei Schwestern weben abwechselungsweise an einem Lyoner Stuhl und verdienen zirka Fr. 750—780 im Jahre.

Bei unserer letzten Gruppe sprechen schon eine Reihe günstiger Umstände mit. Wir sind also wohl zur Annahme berechtigt, dass das von uns gefundene Maximum in der schweizerischen Seidenhausweberei wahrscheinlich nicht überschritten werde. Zwar fanden wir in dem Weberbuch einer grossen Ferggerei hinter 2—3 Namen einmal einen Monatslohn von Fr. 70 bis 75, hinter einem anderen sogar von Fr. 84 notiert; es wurde uns jedoch sofort zugegeben, dass die Multiplikation mit 12 bedeutend mehr als den erreichbaren Jahresverdienst ergeben würde¹⁾.

Zu beachten ist auch das eine: Wir haben eine ganze Reihe der relativ besten Resultate bei einem Geschäfte gefunden, das seit einigen Jahren keine grössere Arbeitsstockung erlebt hat, bei einer Spezialitätenfirma, die zum grössten Teil nur Lyoner Stühle beschäftigt und darauf Artikel anfertigen lässt, für die es bisher noch sozusagen keine mechanische Konkurrenz gegeben hat. Diese Artikel sind auch im allgemeinen schwerer zu weben, als die Durchschnittsware des primitiven Handstuhls, bedingen also eine etwas besser ausgebildete Arbeiterschaft. Wir kennen ganze Gegenden, wo sicher der allergrösste Teil der Weberinnen Fr. 300 im Jahre nicht überschreitet, wo nur die billigsten Artikel gewoben werden, die nur „Hungerlöhne“ abwerfen²⁾, und wo man nur mit grosser Anstrengung eine Anzahl Arbeiterinnen zu besserer Ware — man kann wohl sagen — *erzogen* hat³⁾.

Wir sind vollkommen davon durchdrungen, dass eine Zusammenstellung von 82 Jahreslöhnen nur einen ganz kleinen Beitrag zur Kenntnis der Lohnverhältnisse in der Seidenhausweberei bilden kann. Nur so viel

Jahr = 300 Arbeitstage) gut 7.5 m., während man als Durchschnitt jedes Handstuhls — alles durcheinander gerechnet — zirka 3 m. annimmt.

¹⁾ Es handelte sich in all diesen Fällen um schwere, extra gut zahlende Artikel, die aber nur ab und zu in kleinen Sortimenten bestellt werden.

²⁾ „Ausstellungsbericht Paris 1889“ (Mégroz, Vollenweider, Siber), S. 73.

³⁾ Dass sich der bessere Artikel sofort sehr deutlich in einem besseren Lohne ausspricht, auch dort, wo niedrigere Tarife gelten als die des Kanton Zürichs, möge folgendes Beispiel zeigen. Im Kanton Nidwalden besuchte ich zwei Schwestern. Die eine wob dünnen, weissen Taffet (60/3), der ihr gut Fr. 30 für zirka 125 m. eintrug. Die andere hatte schwarz-weisse Louisine auf dem Stuhl, das mit Fr. 50 per 120 m. bezahlt wurde. Letztere Arbeit war ein wenig schwieriger, so dass die Weberin 10 Ellen in 11—12 Stunden fertig brachte, die andere beim gleichen Fleiss 11—12 Ellen. Trotzdem konnte die Weberin der „Nouveauté“ für dieses Stück zirka Fr. 2.50 als Tageslohn rechnen, während die andere nicht höher kam als Fr. 1.60 bis 1.70.

geht, wie uns scheinen will, auch aus den kurzen Angaben über diese kleine Anzahl Weberinnen mit ziemlicher Deutlichkeit hervor: dass es fast unmöglich ist, einen einzigen Durchschnittslohn zu bestimmen, weil es eben gar keinen Normaltypus der Weberin gibt, weil viel grössere Differenzen in der der Weberei gewidmeten Zeit vorkommen, als dies vielleicht bei den allermeisten übrigen Hausindustrien der Fall ist.

4. Arbeitszeit.

Wie gross die Unterschiede in der Länge des Arbeitstages sind, das geht schon aus den Lohnbüchern hervor. Noch viel deutlicher lässt sich dies aber aus den einzelnen „Kommissionen“ ersehen, die ebenfalls gebucht werden. Das heisst, es wird genau in dafür eigens bestimmte Bücher eingetragen, wann die zur gleichen Bestellung gehörigen Ketten an die einzelnen Weberinnen ausgegeben werden und wann sie wieder eingehen, so dass man berechnen kann, wie viel Arbeitstage von jeder Arbeiterin zur Erlangung des für alle gleichen Weblohns aufgewendet worden sind. Wir sind im stande, einige wenige Beispiele zu bringen. Zum voraus möchten wir bemerken, dass sie sich auf das schon mehrmals genannte Spezialitätengeschäft beziehen, bei welchem keine so grossen Extreme, wie in den Fabriken für glatte Massenware, möglich sind, da diese immerhin noch zum Teil „auf Lager“ weben lassen können. Und dennoch sind auch bei diesen Spezialitäten die Differenzen gross genug.

Greifen wir heraus:

1. 18 Ketten Gros noble rayé 75/6 (halbseidener Krawattenstoff) à 65 Stab (= französische Ellen = 1.20 m.), Fr. 27 Weblohn.

Ausgegeben	Eingegangen	Arbeitstage	Lohn per Arbeitstag
Nov. 14	Dez. 10	21	za. Fr. 1.30
„ 14	„ 8	19	gut „ 1.40
„ 29	„ 17	16	fast „ 1.70
„ 14	„ 15	25	fast „ 1.10
„ 14	„ 5	16	fast „ 1.70
„ 14	„ 3	14	za. „ 1.95
„ 14	„ 3	14	za. „ 1.95
„ 14	„ 12	22	gut „ 1.20
„ 14	„ 5	16	fast „ 1.70
„ 14	„ 5	16	fast „ 1.70
„ 15	„ 17	26	gut „ 1.—
„ 14	„ 3	14	za. „ 1.95
„ 15	„ 8	19	gut „ 1.40
„ 15	„ 5	15	„ 1.80
„ 15	„ 3	13	gut „ 2.—
„ 15	„ 12	22	gut „ 1.20
„ 17	„ 5	13	gut „ 2.—
„ 17	„ 5	13	gut „ 2.—

2. Gros noble rayé 75/6, 9 Ketten à 90 Stab, Fr. 37 Weblohn.

Ausgegeben	Eingegangen	Arbeitstage	Lohn per Arbeitstag
Okt. 11	Okt. 31	17	za. Fr. 2.20
„ 11	Dez. 3	49	gut „ —.75
„ 16	Nov. 24	32	fast „ 1.20
„ 16	„ 7	18	„ 1.70
„ 16	„ 21	29	fast „ 1.30
„ 16	„ 17	26	„ 1.40
„ 16	„ 28	34	„ 1.10
„ 16	Dez. 3	45	„ —.82
„ 16	„ 3	45	„ —.82

3. Gros noble fil à fil 70/3, 12 Ketten à 90 Stab, Fr. 32 Weblohn.

Ausgegeben	Eingegangen	Arbeitstage	Lohn per Arbeitstag
Jan. 23	Feb. 13	17	za. Fr. 1.80
„ 21	„ 13	19	za. „ 1.70
„ 23	„ 20	22	za. „ 1.50
„ 26	„ 18	19	za. „ 1.70
„ 23	„ 16	19	za. „ 1.70
„ 23	„ 13	17	za. „ 1.80
„ 26	„ 23	22	za. „ 1.50
„ 23	„ 23	25	za. „ 1.30
„ 26	„ 27	26	za. „ 1.25
„ 28	„ 18	17	za. „ 1.80
„ 28	„ 23	21	za. „ 1.70
„ 28	„ 25	23	za. „ 1.40

Nehmen wir statt der halbseidenen, schweren, ausschliesslich dem Lyoner Stuhle gehörenden Gros nobles einige ganzseidene Krawattenstoffe, die auf dem alten Handstuhl gewoben werden, als Beispiel:

4. Louisine damier, 8 Ketten à 60 Stab, Fr. 21 Weblohn.

Ausgegeben	Eingegangen	Arbeitstage	Lohn per Arbeitstag
Sept. 23	Okt. 27	28	za. Fr. —.75
„ 23	„ 24	25	za. „ —.84
„ 23	„ 20	21	„ 1.—
„ 20	„ 20	24	za. „ —.90
„ 20	„ 6	13	za. „ 1.65
„ 20	„ 20	24	za. „ —.90
„ 27	„ 27	24	za. „ —.90
„ 27	„ 13	13	za. „ 1.65

5. Louisine noir 70/1, 10 Ketten à 120 Stab, Fr. 41 Weblohn.

Ausgegeben	Eingegangen	Arbeitstage	Lohn per Arbeitstag
Feb. 7	Apr. 15	52	fast Fr. —.80
„ 9	März 23	34	za. „ 1.20
„ 16	Apr. 6	40	gut „ 1.—
„ 16	„ 8	42	kaum „ 1.—
„ 20	„ 15	41	„ 1.—
„ 21	„ 6	34	za. „ 1.20

Ausgegeben	Eingegangen	Arbeitstage	Lohn per Arbeitstag
März 14	Apr. 24	31	za. „ 1. 30
„ 12	„ 22	31	za. „ 1. 30
„ 27	März 18	40	gut „ 1. —
„ 28	„ 8	30	„ 1. 37

6. *Louisine damier 100, Stab, 9 Ketten, Fr. 36 Weblohn.*

Ausgegeben	Eingegangen	Arbeitstage	Lohn per Arbeitstag
März 10	Apr. 15	24	Fr. 1. 50
„ 11	„ 15	23	„ 1. 55
„ 11	Mai 8	43	„ —. 83
„ 14	Apr. 24	30	„ 1. 20
„ 14	Mai 6	40	„ —. 90
„ 14	„ 8	42	„ —. 86
„ 19	Apr. 24	26	„ 1. 35
„ 21	Mai 4	33	za. „ 1. 10
„ 25	„ 1	28	„ 1. 25

7. *Louisine, 8 Ketten à 88 Stab, Fr. 32 Weblohn.*

Ausgegeben	Eingegangen	Arbeitstage	Lohn per Arbeitstag
Apr. 4	Mai 11	28	za. Fr. 1. 15
„ 8	„ 15	28	za. „ 1. 15
März 30	Apr. 20	15	fast „ 2. 15
„ 30	Mai 18	39	„ —. 83
Apr. 7	„ 29	38	Fr. —. 85
„ 7	„ 11	25	„ 1. 30
„ 7	Apr. 27	13	„ 2. 50 ¹⁾
„ 8	Mai 4	22	„ 1. 50
„ 8	„ 18	29	za. „ 1. 10

Aus dieser Zusammenstellung ersehen wir also mit grosser Deutlichkeit: Die Minima und Maxima der Zeit, welche zwischen Ausgäbe- und Eingangstag verlaufen — und damit die Maxima und Minima der Löhne — schwanken viel zu sehr, als dass sich diese Differenzen nur daraus erklären liessen, dass eben unvermeidlich die eine Weberin auch beim gleichen Zeitaufwand mehr zu stande bringt als die andere.

Differieren Arbeitstage und Löhne doch

1. bei den halbseidenen „Gros nobles“ zwischen:

Arbeitstage	Löhne
13 bis 26	Fr. 2. — bis Fr. 1. —
17 „ 49	„ 2. 20 „ „ —. 75
17 „ 26	„ 1. 80 „ „ 1. 25

¹⁾ Das betreffende Wupp ist gerade in der Osterwoche in Arbeit gewesen, dazu in einer katholischen Gegend, daher bei allen eine unverhältnismässig grosse Anzahl Feiertage; ob sie alle innegehalten worden sind, entzieht sich natürlich unserer Beobachtung.

Fr. 2. 50 im Arbeitstag für diesen Artikel ist durchaus eine Ausnahme; es ist die oben erwähnte „riesig fleissige“ Weberin, die so hoch kommt.

2. bei den ganzseidenen „Louisines“ zwischen:

Arbeitstage	Löhne
13 bis 28	Fr. 1. 65 bis Fr. —. 75
30 „ 52	„ 1. 37 „ „ —. 80
23 „ 43	„ 1. 55 „ „ —. 83
13 „ 39	„ 2. 50 „ „ —. 82

Will man auch noch einen Vergleich zwischen dem schweren, halbseidenen „Gros noble“ und der leichtern „Louisine“ ziehen, so wäre zu bemerken, dass das Maximum bei den letztern im allgemeinen — Ausnahmen kommen auch hier vor — unter demjenigen der „Gros nobles“ bleibt, dass auch bei diesen immer eine grössere Zahl von Weberinnen dem Maximum zustrebt, so dass der Durchschnitt höher zu liegen kommen würde als bei der „Louisine“. Diese Tatsache ergab sich für uns auch beim Durchlesen einer langen Reihe anderer Kommissionen, die, aus hier nicht näher zu erörternden Gründen, weniger leicht ausziehen waren. Wir haben es übrigens schon öfters betont, dass im grossen und ganzen an den Lyoner Stühlen regelmässiger gearbeitet wird als an den primitivern Stühlen, und auch schon zur Genüge darauf hingewiesen, weshalb bei diesen Spezialitäten die Lohneinheiten stabiler geblieben sind als bei der leichten Massenware, zu der auch oben genannte „Louisines“ gehören.

Wir haben uns im obigen bestrebt, möglichst von allen andern Verhältnissen zu abstrahieren und nur Rücksicht auf Lohn und Arbeitszeit zu nehmen. Es war jedoch nicht möglich, die verschiedenen Lohngruppen zu besprechen, ohne zu gleicher Zeit anzudeuten, dass zwar ein Teil der Arbeiterinnen mit „Leib und Seele“ der Weberei gehört, der grössere Teil aber nicht, dass wir es hier also mit einer sehr ungleichartigen Arbeiterkategorie zu tun haben.

Dass die Seidenstoff-Hausweberei immer noch Hände gefunden hat, trotzdem Lohnsätze vorkommen, bei denen sich auch der anspruchloseste einzelne Mensch nicht erhalten könnte — das war das Problem, das uns im höchsten Masse interessierte, bevor wir selbst „ins Terrain“ gingen.

Wir glauben nicht, dass sich die Seiden-Hausweberei in einem Staate, der keine Klasse „entrechteter Bürger“ kennt, von einer solchen Zähigkeit bis auf den heutigen Tag erwiesen hätte, wenn ein beträchtlicher Teil der von ihr beschäftigten Arbeiterinnen ganz auf sie zum Leben angewiesen wäre.

Eine Betrachtung der Lohnverhältnisse in der uns hier beschäftigenden Hausweberei zeigt also auf das deutlichste, dass die Weber, resp. Weberinnen, eine aussergewöhnlich heterogene Masse bilden. Und es ist dies der Grund, weshalb wir die Lohn- und die übrigen Lebensverhältnisse — die ja doch sonst naturgemäss zusammengehören — auseinanderreissen.

Über die Lebensbedingungen einer Familie entscheiden normalerweise die Verhältnisse des Vaters, des Hauptes der Familie. Das bedeutet hier: Für die allgemeinen Verhältnisse der Mehrzahl unserer Weberinnen ist nicht die Seidenweberei entscheidend, sondern *ein anderes Gewerbe* — oft eine Fabrikindustrie oder ein Handwerk, aber in den allermeisten Fällen die Landwirtschaft.

V. Kapitel.

Hausweberei und Landwirtschaft.

A. Die Verbreitung der Seidenstoff-Hausweberei in der Schweiz.

1. Der Kanton Zürich.

Als wir unsere Hausweberei noch nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt hatten und von ihr noch nicht viel mehr wussten als das wenige, was die Publikationen der Seidenindustriengesellschaft des Kantons Zürich von ihr sagen, führte uns ein glücklicher Zufall ins Zürcher Oberland. Dort wurde uns freundliche Unterstützung zu teil, und wir hatten bald Gelegenheit, zu sehen, dass wir uns in einer Gegend befanden, wo die zentrifugalen Entwicklungstendenzen in der Seidenhausweberei wie mit Händen greifbar waren.

Das Zürcher Oberland. Hätte jemand in den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts den Bezirk Hinwil durchwandert und sich dann zum erstenmal wieder im Dezember 1902 uns angeschlossen, er hätte wohl gestaunt über die grossen Änderungen, die dort vor sich gegangen sind.

In erster Linie würde ihm auffallen, dass von dem Fruchtbau, der in den Sechzigerjahren noch sehr bedeutend war, heute fast gar nichts mehr übrig ist, dass in der Landwirtschaft eine vollständige Umwandlung der Produktionsrichtung stattgefunden hat; heute sehen wir, soweit das Auge reicht, fast nur Wiesland und Obstbäume. Im Tale ist der Weidegang verschwunden; wer sein Vieh nicht auch über den Sommer im Stall behält, schickt es zur Sömmerung auf die Anhöhen des Bachtel, des Hörnli, des Schnebelhorns, der höchsten Berge des Kantons Zürich.

Noch mehr in die Augen springt aber die mit der Entwicklung in der Landwirtschaft Hand in Hand gehende, ungemein rasch vollzogene Industrialisierung des ganzen Bezirkes. Diese Entwicklung ist namentlich für denjenigen auffallend, der, wie wir, von den ganz mit Fabriken durchsetzten Dörfern Rüti oder Wald aus die Gegend durchwandert.

Im Bezirk Hinwil war seit alters her die Baumwollindustrie zu Hause, zuerst nur als Hausindustrie, seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts auch in Fabriken. Im vorigen Jahrhundert kamen die Stickerie und die Seidenweberei dazu. Wie das für die ganze Schweiz durchaus typisch ist, so ist auch hier die Industrie in hohem Masse dezentralisiert. Wir finden kleinere und grössere Fabriken — namentlich Textilfabriken, in zweiter Linie Metall- und Holzfabriken — fast in jedem Dorf. Industrielle Mittelpunkte fehlen aber nicht ganz. Von Rüti und Wald und auch von Wetzikon, Gossau etc. gehen die Strahlen aus; je weiter von ihnen entfernt, um so reiner finden wir den landwirtschaftlichen Charakter erhalten.

Wie hat sich nun die Seidenhausweberei im Bezirk Hinwil entwickelt? Man erlaube uns, von einer grossen und namentlich ausgedehnten, in Rüti bestehenden Ferggerei ¹⁾ auszugehen.

Im Jahre 1874, bei ihrer Gründung, war die Entwicklung der mechanischen Seidenweberei immer noch in den Anfängen, und namentlich für das neu gegründete Haus waren die Fabriketablissemte noch von verhältnismässig geringer Bedeutung. Nur hatte man eben mit aller Kraft angefangen, mit der Hausindustrie aus den sich am raschesten entwickelnden Seebezirken in entlegenere Gebiete zu entweichen. Zu diesen gehörte damals auch noch der ganze Bezirk Hinwil, der schon als ein alter Hauptsitz der untergehenden Baumwoll-Hausweberei für die besser zahlende Seidenweberei gute Resultate versprach.

Diese enttäuschten nicht. In einer alten Postkutsche wurde die erste „Propagandareise“ des Ferggers unternommen, Prospekte mit Lohnangaben wurden verbreitet. Vier Arbeiterinnen gewann man in der ersten Woche, das Maximum wurde in den Achtzigerjahren erreicht, als die Ferggerei 700 bis 900 Arbeiter zählte, unter diesen eine nicht unbeträchtliche Zahl von Männern, denen die Weberei Hauptbeschäftigung war. In den Neunzigerjahren fing der Rückgang an und damit auch der rapide Sturz der Löhne für die leichte Ware, die dort vorherrscht. 1900 waren noch zirka 600 Weber übrig, und Anfang 1903 mochte die Ferggerei Rüti deren noch zwischen 400 und 500 zählen.

Dieser Rückgang beschränkt sich namentlich auf die grossen Industriedörfer und deren Umgebung. Überall, wo die Fabrik noch einigermaßen erreichbar ist, da verschwinden die jüngern und besten Kräfte aus der Hausindustrie. Heute sind die mechanischen Webereien im Bezirk Hinwil zahlreich: *Rüti* beherbergt

¹⁾ Wir sprechen hier natürlich von einem speziellen Geschäft, die gleichen Entwicklungstendenzen sind aber bei allen Firmen mehr oder weniger vorhanden.

die erste Seidenfabrik und eine der wenigen Seidenfabriken überhaupt mit elektrischem Einzelantrieb. Ausserdem sind Fabriken gegründet worden in *Gossau*, *Hinwil*, *Wald*, *Dürnten*, *Bäretswil* und *Fiscenthal*. Es wird also ein immer engerer Kordon gezogen, immer grösser wird im Bezirk Hinwil die Möglichkeit einer völligen Aufsaugung der Hausweberei.

Nun würde aber der Rückgang in Rütis nächster Umgebung — um Wald werden die Verhältnisse nicht viel anders liegen — gewiss noch stärker gewesen sein, hätten nicht andere Industrien ihr wieder eine Anzahl neuer Kräfte zugeführt, die sich nach einem „Nebenverdienst“ zu Hause umsehen mussten.

Direkt hinter der bekannten Maschinenfabrik Rütli, gegen Dürnten zu, liegt der Flecken *Tann*, der zwar zur Gemeinde Dürnten gehört, aber mit Rütli fast zu einem Ganzen verwachsen ist, und der auch im übrigen von der zum grössten Teil aus zerstreuten Höfen bestehenden Gemeinde Dürnten abweicht. Tann hat vollständig den Charakter eines Fabrikdorfes. Alles dichtgedrängte, zum Teil dreistöckige Steinhäuser, reizlos und einförmig. Von Landwirtschaft keine Spur mehr — höchstens besitzen die Bewohner ein Gärtchen oder etwas Obst — also auch nicht von einer Verbindung von Landwirtschaft und Hausindustrie. Die Weberinnen, welche wir in Tann besuchten, waren, mit einer einzigen Ausnahme, Fabrikarbeiterinnen, die zum Teil bis zu ihrer Verheiratung in der mechanischen Weberei gewesen waren. Beinahe die ganze männliche Bevölkerung ist in der „Jonweid“ (Maschinenfabrik Rütli) oder in der Giesserei in Tann selbst tätig.

Den Tanner Fabrikarbeitern galt unser erster Besuch von Rütli aus. Der folgende Tag zeigte dafür ein anderes Bild.

Von Tann aus gingen wir durch Teile der Gemeinde Dürnten, um zuletzt einige Weberinnen an den Abhängen des Bachtel zu besuchen. Rings um uns eine stille Schneelandschaft, keine Fabriken mehr, nur hie und da zerstreut liegende Bauernhäuser, hie und da auch ein grösseres Gehöfte. Eine Stunde gingen wir, bis die Wohnung der ersten Weberin erreicht war, und mehr als acht Arbeiterinnen haben wir von morgens 8 bis abends 6 Uhr nicht besuchen können! Wenn aber unser Auge auch keine Fabriken sieht, so gibt es deren doch für junge Leute in erreichbarer Nähe. Und so konnte es uns auch nicht stark in Erstaunen setzen, dass wir auch in diesen entlegenen Teilen der Gemeinden Dürnten und Hinwil nur verheiratete oder ältere Frauen am Webstuhl trafen, dass der uns begleitende Anruster uns mitteilte, die Zahl der jungen Mädchen sei in seinem ganzen Kreis sehr stark zusammengeschrumpft. In mehreren Familien hörten wir von Töchtern, die in mechanischen Webereien arbeiteten.

Ob man sich in den Wohnungen der Fabrikarbeiter Tanns oder in denen der Bauern der hintern Teile des Bezirkes Hinwil umsieht, überall findet man die gleichen Verhältnisse oder die gleichen Tendenzen: die jungen Kräfte sind im Begriffe, aus der Hausindustrie zu verschwinden, wo sie diese nicht bereits verlassen haben. Nur ist in den mehr landwirtschaftlichen Gegenden die Entwicklung noch nicht ganz so weit vorgeschritten. Und im übrigen kann, als den bäuerlichen Verhältnissen eigentümlich, noch auffallen, dass der Mann hier in den Wintermonaten oft Handlangerdienste verrichtet, dass er seiner Frau sogar hie und da einen Teil der Hausarbeiten abnimmt.

Dass diese Entwicklung auf die Qualität der Hausweberei unmöglich fördernd wirken konnte, liegt auf der Hand. Man ist im Bezirk Hinwil auf dem Niveau jener Zeiten stehen geblieben, da die leichten „Zürcher Artikel“ das einzige waren, das die Stoffweberei zu bieten hatte. Man webt glatte Taffete in leichten Qualitäten und Cachenez — fast ohne Ausnahme gerade nur jene Artikel, für welche die Löhne am allermeisten abwärts gegangen sind und für welche die alten, leichten Handstühle verwendet werden ¹⁾.

Die Ferggerei Rütli, die im Anfang eben nur Rütli und Umgebung umfasste, hat sich also schon früh genötigt gesehen, ihren Kreis weiter zu spannen; zu ihr gehören heute nicht nur das ganze Gaster und das von dort nach dem Toggenburg hinüberführende Tal mit den Hügelzügen auf beiden Seiten (Uznach und Kaltbrunn-Wattwil), sondern auch noch einige Dörfer an den Gestaden des Walensees und sogar noch Teile des Kantons Schwyz, darunter das hübsche Wäggital. Und alle die dort wohnenden Weberinnen müssen zum Ferggen nach Rütli hinüber.

Horgener- und Wädenswilerberg. Vergleichen wir das Zürcher Oberland mit dem obern Zürichsee, linkes Ufer, mit der Gegend von Horgen und Wädenswil!

Dass die Dörfer am See mit ihrer langen Reihe grösserer und grösster Seidenfabriken einer ausgehnteren Hausweberei keinen Platz mehr bieten, ist klar. Die Verhältnisse liegen hier nicht anders, als in der nächsten Umgebung der Stadt Zürich, wo wir zwar noch Winderinnen und Putzerinnen in grösserer Zahl finden, wo sich aber Weberinnen nur in seltenen Fällen mit der schlechter bezahlten Arbeit im Hause begnügen werden. Jüngere Hausweberinnen finden wir in Horgen, Thalwil etc. fast gar nicht mehr, unverheiratete überhaupt nicht.

¹⁾ Am schlimmsten steht es allerdings in den von uns besuchten östlichen Teilen des Bezirkes Hinwil; besser sind Gossau, Grüningen, Bubikon, wo man schon viele Lyoner Stühle findet (grössere Bauernhäuser und -stuben).

Dennoch sind wir in Horgen und Wädenswil einer der für die Fabrikanten wichtigsten Gegenden der Hausweberei sehr nahe.

Während im Zürcher Oberland die drei Hauptzweige der Schweizer Textilindustrie, die Stickerei, die Seiden- und die Baumwollindustrie, sich treffen, ist am oberen linken Seeufer von alters her nur die Seidenindustrie daheim, was schon an sich für die letztere und auch für das Fortbestehen der hausindustriellen Betriebsform ein gewisser Vorteil ist. Der Hauptunterschied ist aber wohl der, dass sich der Horgener- und der Wädenswilerberg für eine solche Industrialisierung, wie sie im leichtgewellten Gebiet um Rüti und Hinwil, im Tösstal und im Tal der Jona stattgefunden hat, gar nicht eignet. Hinter Horgen und Wädenswil steigt das Terrain ziemlich plötzlich und stark an: das ganze obstgesegnete Gelände, das nach dem Zürichsee abfällt, und der ganze Höhenzug, der den See vom Sihltal trennt, ist vollständig der Landwirtschaft erhalten geblieben. Zwischen Horgen und Hirzel liegen nur sehr wenige zerstreute Bauernhäuser, und dass die Kirche der letztern, sehr weit auseinander gebauten Gemeinde zirka 300 Meter über Horgen erhoben liegt, das bemerkt man am besten im Spätwinter, wo es einem passieren kann — wie es uns Mitte Februar ergangen — dass man mit ganz trockenen Füßen das Dorf Horgen verlässt, um eine halbe Stunde später bis weit über die Knöchel im Schnee zu waten! Nicht anders liegen die Verhältnisse zwischen Wädenswil einerseits und Samstagern, Hütten und Schönenberg andererseits, die ebensolche „verlassene Winternester“ sind wie Hirzel und Hirzelhöhe, während dafür im Frühling die ganze Gegend in der — im ganzen übrigen Kanton nicht übertroffenen — weissen Pracht der Äpfel- und Birnblüten prangt.

Hier sind Wiesen- und Obstbaumkultur und Viehzucht seit Jahrhunderten zu Hause und bilden auch heute die Basis der ganzen Wirtschaft. Landwirtschaft und Seiden-Hausweberei gehen denn auch ganz rein nebeneinander her.

Schon ist auch hier die Entwicklung so weit fortgeschritten, dass sich ein grosser Teil der jungen weiblichen Bevölkerung lieber ins Tal hinunter, in die Seidenfabriken, begibt, um das Terrain oben beinahe ausschliesslich der Hausfrau zu überlassen. Und so finden wir die Hausweberei auf dem Horgener- und Wädenswilerberg fast nur noch als Nebenbeschäftigung, oder wenigstens als *Nebeneinnahmequelle* der Bauernfamilien, und nicht etwa nur bei den kleinen und Zwergbauern, sondern auch bei solchen mit einem Besitz von 10, 20 und mehr Kühen und entsprechendem, gewöhnlich mit Obstbäumen dicht besetztem Land. Und nur eine verhältnismässig kleine Anzahl Stühle finden

wir ausserdem noch in den Wohnungen der Dorfhandwerker, des Schusters oder des Schneiders. Aber nirgends gibt es Kontraste wie zwischen der Fabrikarbeiterkolonie Tann und den Landwirten am Abhang des Bachtel!

Ob es daran liegt, dass wir uns hier in einem der eigentlichen Heimatsgebiete der Seidenhausweberei befinden, in welchem sie sich schon im 18. Jahrhundert zu verbreiten anfang, allen Verboten, Massregeln und Massregelungen der Stadtzürcher Regierung zum Trotz, oder ob die weibliche Bevölkerung hier sonst geweckter ist, als in den hintern Teilen des Zürcher Oberlandes, wissen wir nicht. Tatsache ist, dass am ganzen obern Zürichsee die primitiven Stühle, die, wie wir gesehen, im Oberland vorherrschen und von denen Robert Schwarzenbach 1883 schrieb, dass sie schon längst in die Rumpelkammer gehörten, gänzlich verschwunden sind. Der vervollkommnete Lyoner Stuhl hat den alten Webstuhl verdrängt, was zur Folge hat, dass bessere Qualitäten der gewöhnlichen Taffetas und ziemlich viel Spezialitäten gewoben werden.

Der übrige Kanton. Ganz so rein erhaltene landwirtschaftliche Oasen, wie die über dem ganz der Textilfabrik anheimgefallenen Sihltal und den Dörfern am linken Seeufer sich erhebende Hirzeler- und Schönenbergerhöhe, zählt der Kanton Zürich nicht mehr viele. Die nach und nach überall eindringende Industrie hat aber bisher der Hausweberei noch Raum genug gelassen.

Die in Betracht kommenden Gegenden gruppieren sich fast alle links und rechts von der Stadt, der Richtung des Sees entlang. Wie die Hausweberei von Horgen und Wädenswil aus hinaufdrang, so nahm sie ihren Lauf auch auf der andern Seite von den Dörfern dem Ufer entlang auf die Höhe und wieder hinunter ins Tal zwischen Greifensee und Zürichberg, so dass wir von Dübendorf aus eine ganze Reihe von Gemeinden durchwandern können, in denen sie ihren Sitz aufgeschlagen hat (Fällanden, Maur, Egg etc). Ebenso auf der andern Seite des Greifensees, von Dübendorf aus nach Uster; nur haben wir hier wieder ein offeneres, noch dazu von der Bahn durchzogenes Gebiet, in welchem die Seidenfabrik schon in zunehmendem Masse der Hausweberei die Konkurrenz schwer macht. Auch um den Pfäffikersee herum klappern in den Bauernhäusern zahlreiche Webstühle, und von Pfäffikon aus führt noch eine sonst industrieloze Zone hinüber über Hittnau ins Tösstal.

Auf der andern Seite des Zürichsees ist ausser in den Dörfern am Ufer auch im Sihltal, wo sich fast eine Fabrik an die andere reiht, der Hausindustrie der Boden zu heiss geworden. Dafür ist ihr aber hinter der Albiskette noch ein Gebiet geblieben: das

ganze Knonaueramt, das versteckte Äugstertälchen sowohl, als auch das offene Gebiet von Hedingen, Bonstetten und Affoltern und die weiter nach der Zuger Grenze hin gelegenen Dörfer. Diese Gegend wird in geringerem Masse als der Wädenswilerberg durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet, ist lange und immer noch zum Teil dem Ackerbau erhalten geblieben, enthält weniger schöne Höfe und mehr geschlossene Dörfer. Diese Unterschiede müssen jedem auffallen, der vorher Schönenberg und Umgebung besucht hat. Aber hier wie dort überwiegt die Anzahl verheirateter Frauen am Webstuhl. Die Mädchen des Knonaueramtes wandern in zunehmendem Masse in die Fabrik (Hedingen, Obfelden, Ottenbach, Hausen a./A., Äugst haben schon mechanische Webereien). Die alten Handstühle verschwinden auch hier, der Lyoner Stuhl überwiegt. Viele haben sich den Verhältnissen angepasst und schwierigere und schwerere Artikel übernommen.

Was an der Verbreitung der Hausweberei im Kanton Zürich merkwürdig erscheint, ist, dass sämtliche Zentren sich in jenen Gebieten befinden, wo entweder die Graswirtschaft seit alters her bestanden oder wo unter dem Einfluss der Agrarkrise eine vollständige Umwandlung der Produktionsrichtung vorgenommen worden ist. In den nördlichen Bezirken Bülach, Andelfingen und Dielsdorf, wo doch die bäuerlichen Verhältnisse weitaus am ungünstigsten sind, also die Kleinbauern noch besser als diejenigen im übrigen Kanton eine Nebeneinnahme brauchen könnten, ist das Gebiet der Seidenhausweberei ziemlich zu Ende. Auch besteht keine andere Hausindustrie grösseren Umfangs.

Der Hauptgrund ist klar genug. Bei vorwiegender Wiesenwirtschaft ist der Bedarf an menschlicher Arbeitskraft auch in grösseren Betrieben im Winterhalbjahr sehr gering, während in der Erntezeit alle Hände zugezogen werden müssen. Haben nun eines oder zwei der weiblichen Familienglieder im Winter hausindustrielle Beschäftigung, so bleiben sie dem Bauer auch für den Sommer erhalten, wenn er sie braucht. In unserer Zeit, bei der auch hier schon stark ins Gewicht fallenden Leutenot, ist dieses Moment von grosser Bedeutung. In den nördlichen Bezirken des Kantons dagegen mit ihrem zerstückelten Besitz und ihrem viel mehr Arbeitskräfte beanspruchenden Feldbau liegen die Dinge anders: die arbeitsleere Periode ist hier beträchtlich kürzer!

Erschöpfend kann aber auch dieser Umstand unmöglich sein, und es müssen noch andere, entweder sonstige wirtschaftliche oder psychologische Momente in Betracht kommen, über die uns bisher Aufschluss nicht zu teil geworden ist. Ganz oder zum Teil „überflüssige“ weibliche Familienglieder wird es wahrschein-

lich auch in den genannten Ackerbaubezirken in genügender Zahl geben, und für eine Hausindustrie wäre immerhin Platz gewesen, hätte die Bevölkerung nicht auch aus andern Gründen sich passiv verhalten.

Als Beweis mag dienen, dass es doch *eine* Gegend im Bezirk Bülach gibt, in welcher sich Seidenweberinnen in grösserer Anzahl finden und — abgesehen von den paar Handwerkersfrauen — alle in bäuerlichen Familien. Wir meinen das *Rafzerfeld*, den Vorsprung des Kantons Zürich in das Grossherzogtum Baden hinein. Zwischen dem in der westlichen Ecke gelegenen, eng geschlossenen Dorfe Wasterkingen und der deutschen Grenze und namentlich östlich des Dorfes Rafz herrscht der Ackerbau durchaus vor, der Besitz ist im höchsten Grade parzelliert, und dennoch hat auch hier die Seiden-Hausweberei Boden gefunden, hat sich ein Zürcher Spezialitätengeschäft mit einem ganzen „Anrüsterkreis“ auf dem Rafzerfeld niedergelassen und dort eine beträchtliche Anzahl zum Teil sehr leistungsfähiger Arbeiterinnen gefunden.

Wir haben es hier mit einer fast ganz allein stehenden Ausnahme zu tun, die sich vielleicht zum Teil daraus erklärt, dass die auf dem Rafzerfeld schon längere Zeit bestehende Strohhut-Hausflechterei auch der andern Hausindustrie den Weg gebnet hat.

Im allgemeinen dürfen wir also den Satz ruhig stehen lassen: In allen denjenigen Gegenden des Kantons Zürich, in denen die Wieswirtschaft mit Viehzucht seit alters her zu Hause war oder heute vorherrscht, bildet die Hausweberei auch jetzt noch die Nebeneinnahmequelle der Landwirtschaft, während die Ackerbaubezirke sich ihr verschlossen haben.

2. Die andern Kantone.

Wenn man die Karte des Kantons Zürich zur Hand nimmt, so ist unschwer zu ersehen, auf welchen Wegen die Seiden-Hausweberei immer tiefer in die Berge eingedrungen ist.

Von Rüti und Rapperswil aus suchte man ganz von selbst auch im nahen *Gaster* nach Arbeitskräften, später auch in einigen Dörfern am *Walensee*, speziell in *Amden*, mit seiner ausschliesslich landwirtschaft-treibenden Bevölkerung. Dort finden wir ausser einigen verheirateten Bäuerinnen auch noch eine ziemliche Anzahl junger Mädchen am Webstuhl, was ja durch die völlige Abwesenheit von Fabriken erklärlich wird. Im Winter bietet sich den Amdener Frauen so gut wie kein anderer Verdienst dar, und im Sommer bleibt denen, die sich nicht in der Landwirtschaft betätigen können und keinen Webstuhl besitzen, nicht viel anderes übrig, als sich der beginnenden Fremdenindustrie am Walensee oder im Kanton Glarus zu widmen.

Entlegener ist das Schwyzer *Wäggitäl*, wo auch die Ferggerei Rüti eine beträchtliche Anzahl Weberinnen beschäftigt. Im Sommer ein beliebter Übergang für Bergtouren auf die Schwyzer und Glarner Alpen, ist es im Winter wie von aller Welt verlassen. Dieser Eindruck ist uns wenigstens vom Tage unseres Besuches her in unauslöschlicher Erinnerung geblieben. Wir lernten damals von den Freuden des Anrüsterdaseins nichts, von den Leiden aber ein gut Stück kennen.

Im dichtesten Schneesturm zogen wir hinauf, zuerst der Poststrasse nach, die Siebnen mit Vorder- und Innertal verbindet, dann aber von der Strasse ab, hinauf nach den sehr zerstreut gelegenen Bauernhäusern — und so den ganzen Tag hinauf geklettert, hinunter gerutscht! Das *Wäggitäl* gehört zu den ärmsten Gegenden, die wir überhaupt besucht haben. Dem Föhn verschlossen, wird es erst spät schneefrei; der magere Boden gibt nur einmal Heu (das Vieh macht neben andern, hübschern Schwyzer Braunen einen mehr oder weniger proletarischen Eindruck); Obst gedeiht kaum. Mit Mühe bringt sich der *Wäggitäl*er Bauer durch mit seinem bisschen Vieh und dessen Milch, die zum guten Teil verkäst wird. Der Bürgernutzen, der nur aus Holz besteht, ist klein — die Bewohner bezifferten ihn auf zirka Fr. 50 jährlich — und so greift eine grosse Anzahl Frauen auch bei den kleinen Bar-einnahmen, welche die Seiden-Hausweberei bietet, mit beiden Händen zu. Fabrikmässige Konkurrenz gibt es in der Nähe nicht; Siebnen hat zwei Baumwollfabriken, die aber so wenig Verlockendes bieten, dass der Verdienst zu Hause von den meisten Mädchen vorgezogen wird. — Von dem geringen Werte, den der Boden im *Wäggitäl* und damit die Häuser haben, zeugt die Tatsache, dass ein gutes Bauernhaus mit fünf Zimmern und Zubehör an eine von uns besuchte Familie für Fr. 100 im Jahre vermietet worden ist.

Vom *Wädenswilerberg* führte der Weg bald nach dem Kanton Zug, wo namentlich in der Gegend um den *Ägerisee* herum in den Bauernhäusern ziemlich viel gewoben wird, und über *Schindellegi* ins *Einsiedlertal* und weiter ins *Sihltal* hinein, wo *Iberg* einen Mittelpunkt bildet; über *Rothenthurm* und *Steinen* nach dem *Vierwaldstättersee* und über den *Brünig* ins *Haslital*. Vom *Knonauseramt* aus gelangte man naturgemäss ins *aargauische Freiamt*, wohin ja auch die Fäden der *Basler Bandweberei* reichen, und ausserdem die *Strohflechtere* als *Hausindustrie* immer noch eine ziemliche Verbreitung hat.

So dehnt sich heute die *Seidenstoff-Hausweberei* über ein fast ganz zusammenhängendes Gebiet aus, von welchem der Kanton *Zürich* nur noch den kleinern Teil ausmacht. Auch in den Kantonen der innern

Schweiz, namentlich in den fast *rein agrarischen Gegenden* derselben, hat sie Wurzel gefasst. In den allermeisten Fällen tritt sie uns als *Nebeneinnahmequelle* bäuerlicher Familien entgegen. Etwas anderes als eine *Nebeneinnahme* mehr oder weniger wichtiger Natur kann sie in *normalen Fällen* gar nicht sein, weil, das ist für die Verhältnisse der *Seidenweber* ein wichtiges Moment, niemals das Haupt der Familie, der Vater, den Beruf eines *Webers* ausübt. Die *Weberin*, sei sie die *Hausfrau* oder die *Tochter*, webt oft nur so lange, bis im Sommer landwirtschaftliche Arbeiten rufen oder sie sich in den Dienst der *Fremdenindustrie* begibt. Denn auch das letztere ist ein sehr häufig vorkommender Fall, besonders in jenen Gegenden, in welche der Strom der *Ausländer* vor allem hinfliesst. Nirgends ist wahrscheinlich die Zahl der reinen *Saisonweberinnen* so gross wie in den *Urkantonen*.

Eine nähere Betrachtung der *Seiden-Hausweberei* in den Kantonen der innern Schweiz ist wohl geeignet, einem die *Eigenart* der dortigen wirtschaftlichen Verhältnisse begreiflich zu machen.

Es ist heute bekannt genug, dass die *Hausindustrie* nichts mit einem *patriarchalischen Handwerk* zu tun hat, dass sie eine *kapitalistische Betriebsform* ist so gut wie die *Fabrik*. Es ist ebenfalls allen bekannt, dass *grosse Massen* der *Heimarbeiter* zum *elendesten* Teile des modernen *Proletariates* gehören, und unsere Darstellung der *Lohnverhältnisse* hat, meinen wir, zur Genüge zeigen können, dass diejenigen unter den *Stoffweberinnen*, die ganz auf ihren *industriellen Verdienst* angewiesen sind, sich unmöglich *besserer Verhältnisse* erfreuen können.

Trotzdem sind — wie wir schon angedeutet haben — im modernen und fruchtbaren Kanton *Zürich* wirklich *proletarische Existenzen* unter unsern *Weberinnen* selten. Auch in den viel ärmern *Urkantonen* ist das gleiche der Fall.

Wir gehen wohl nicht irre, wenn wir die Erklärung dafür in den aus anderer *Wirtschaftsstufe* in unsere Zeit hineinragenden *Einrichtungen* suchen, die, verbunden mit einer *demokratischen Verteilung* des *Grundbesitzes*, eine *ländlich-proletarische Bevölkerung* nicht aufkommen liessen.

Die geringe *Fruchtbarkeit* des Bodens macht eine weitgehende *Naturalteilung* der Güter unmöglich. Der dadurch überschüssig gewordene Teil der männlichen Bevölkerung, der nicht in den wenigen andern Gewerben eine *Zuflucht* gefunden hat, war und wird auch heute noch zur *Auswanderung* gezwungen.

Für viele weibliche Mitglieder bäuerlicher Familien ist es die *Seiden-Hausweberei*, welche sie der *Notwendigkeit* des Abziehens enthebt. Im Sommer sind sie für den Bauer willkommene „billige Hände“, in der

übrigen Zeit tragen sie durch hausindustrielle Tätigkeit zu den Haushaltungskosten bei. Kommt nun noch, wie in vielen Gemeinden, ein einigermaßen beträchtlicher Bürgernutzen dazu, so wird es erst recht begreiflich, dass sich eine so grosse Anzahl Frauen in den Urkantonen mit einem *Nebenverdienst* begnügt und begnügen kann.

Buochs und Umgebung. Nehmen wir als Beispiel die Gemeinde Buochs in Nidwalden, einen der wichtigsten Mittelpunkte der Seiden-Hausweberei am Vierwaldstättersee.

Buochs und Ennetbürgen (eine Gemeinde) versteuern zusammen Grundeigentum im Werte von Fr. 600,000, das, verkaufte man es heute parzellenweise, sicher den doppelten Wert haben würde. So wurde uns wenigstens von gut unterrichteter Seite mitgeteilt.

Dieser Grundbesitz setzt sich zusammen aus Ried und Wiesen in jener Ebene, die zwischen dem Buochser- und Stanserhorn einerseits und dem Bürgenberg anderseits liegt und zum allergrössten Teil aus Allmendland der Gemeinden Buochs und Stans besteht, ausserdem aus grossen Waldungen an den Hängen des Buochserhorns. Dieser Grundbesitz — zusammen zirka 1300 ha. Fläche — gehört der ungefähr 600 Genossen zählenden Korporation Buochs.

Jeder Bürger — *ob männlich oder weiblich* — gehört vom 25. Lebensjahre an zur Genossame, solange er sich in der Gemeinde aufhält. Heiratet eine Bürgerin, so fällt ihr Anteil an die Genossame; stirbt der Vater früh, so fällt sein Anteil den minderjährigen Kindern zu, bis das jüngste majorenn geworden.

Das ganze Gebiet zwischen Bürgenberg und Buochser- und Stanserhorn ist eingeteilt in sogenannte „Gärten“, von denen jeder Bürger die auf den Kopf des Genossen fallende Anzahl — nach Bonitätsklassen verteilt — zur eigenen Bewirtschaftung erhält. Einzelne vernachlässigen ihren Teil, andere bewirtschaften ihn gewissenhaft, so dass der Ertrag stark differiert; wie man uns mitteilte, zwischen Fr. 40 und Fr. 120! Ausserdem fällt jedem Bürger noch ein Teil Holz zu, im Werte von ungefähr Fr. 30 bis Fr. 35 pro Jahr.

Reicher noch als Buochs ist die Korporation Stans. Dort wurde uns einigemal zirka Fr. 200 als durchschnittlicher jährlicher Bürgernutzen (in Geld umgerechnet) angegeben.

Wir haben also an diesem Beispiel gesehen, welchen Einfluss der Korporationsnutzen auf unsere Hausweberei hat, namentlich da, wo auch die ledigen Frauen als vollberechtigte Mitglieder der Genossame angesehen werden.

In dieser Beziehung stehen Buochs und Stans unter den Nidwaldner Gemeinden obenan. *Beckenried* z. B., das gar kein ebenes Gelände besitzt, ist viel ärmer:

kaum 200 m. über dem Dorf fängt schon der kahle Fels an. Die Landwirtschaft ist von geringerer, dafür die Fremdenindustrie von grösserer Bedeutung als im nahen Buochs. Arm an ertragreichem Gemeindegut ist auch das ebenfalls von uns besuchte *Emmetten*: Holz ist so ziemlich das einzige, was es besitzt. Dafür gehört aber Emmetten schon zu jenen in der Schweiz zahlreichen Bergdörfchen, in denen eine beinahe altgermanische Gleichförmigkeit in bezug auf die Lebenshaltung der Bewohner herrscht. Besitzlose Weberinnen fanden wir dort überhaupt nicht und fast ausschliesslich solche, für welche die Weberei während des ganzen Sommers ausfällt.

Diese Verhältnisse haben eine Verbreitung der Seiden-Hausweberei in den Urkantonen erst ermöglicht. Aber auf der andern Seite ist es nur zu erklärlich, dass sie auf die Qualität der Weberei nicht fördernd wirken konnten. So fasste ein seit Jahrzehnten mit den dortigen Verhältnissen vertrauter Fergger sein Urteil über die Nidwaldner Weberei dahin zusammen:

„Trotzdem die Weberei schon ein halbes Jahrhundert alt ist, sind Fortschritte fast gar nicht zu verzeichnen, weil die meisten Weberinnen sich einfach weigern, zu *lernen*, etwas anderes zu weben als wie die dünnen, glatten Artikel, die sie immer gewoben haben und die ihnen heute fast keinen Lohn mehr abwerfen können. Die Buochser Weberinnen (d. h. arbeitend für die Ferggerei Buochs) sind zum Teil *von einer geradezu ungläublichen Unzuverlässigkeit*, für die ich keine andere Erklärung zu finden vermag als die, *dass so viele die Weberei zum nackten Leben nicht brauchen*. Am allerwenigsten ist mit den Weberinnen von *Emmetten* anzufangen, auf die gar kein Verlass ist, und unter denen es nur verschwindend wenige Jahresarbeiterinnen gibt ¹⁾.“

Nur mit grosser Anstrengung ist es einer Firma gelungen, doch noch zirka 50 bis 60 Weberinnen auch auf bessere Artikel einzuüben, es so weit zu bringen, dass auch dort Weberinnen sind, die in der „Saison“, etwa November bis März, besser lohnende Nouveautés weben. Auch diese müssen aber, wenn die Bestellungen abgeliefert sind, zu den glatten Stoffen greifen, die wir — Anfang März — fast ohne Ausnahme auf den Stühlen sahen.

So steht die Weberei in der Urschweiz auf sehr schwachen Füßen — und es ist recht wahrscheinlich, dass die Unterwaldner Handstühle vom Strome der Zeit früher fortgerissen werden als ein Teil der Stühle im Kanton Zürich, denen ja Robert Schwarzenbach

¹⁾ Der Fergger fügte hinzu: „Das Sinken der Zahl der Weberinnen wäre für den Fabrikanten viel schlimmer, wenn nicht sowieso der Sommer die schlechteste Zeit wäre.“

schon vor Jahren den völligen Untergang prophezeit hatte. Von den Gründen, die ihnen noch ein längeres Fortbestehen sichern, liegt kein einziger innerhalb des Rahmens der Weberei selbst. Das ist für unser rationelles Zeitalter ein ungesunder Zustand und kein gutes Omen . . . ¹⁾.

Das Entlebuch. Ist in den Urkantonen kaum ein grösseres, durch Menschen dauernd besiedeltes Gebiet zu finden, in dem die Seiden-Hausweberei keine Stätte gefunden hat (reichen doch die Ausläufer bis in das Gotthardgebiet, und auch am Fuss des Urirotstocks wird noch etwas gewoben), so ist für uns ein anderes, in den Voralpen ziemlich für sich abgeschlossenes Eckchen der Zentralschweiz nicht uninteressant. Wir meinen das *luzernische Entlebuch*, in welchem wohl die wenigsten nach unserer Hausindustrie gesucht hätten.

Denn im Entlebuch, bespült von der oft so wilden Kleinen Emme und ihren Zuflüssen, mit dem üppig bewiesenen Talgrund und den kräuterreichen Alpen auf beiden Seiten, ist die Milch- und Käswirtschaft im grossen Stil in gleicher Weise daheim wie im nahen Emmental. Sie ist die Haupterwerbsquelle bis auf den heutigen Tag geblieben. So wie der ganze Kanton Luzern sich in viel geringerem Grade industriell entwickelt hat als der Kanton Zürich und die Ostschweiz, so hat sich auch im Entlebuch das Verhältnis der Gewerbe mit dem wachsenden Verkehr nicht wesentlich geändert.

Dass aber die Landwirtschaft die Bevölkerung heute bei weitem nicht zu ernähren vermag, trotz intensiverer Bewirtschaftung, zeigt die starke Auswanderung der Entlebucher ²⁾, die als Käser und in andern landwirtschaftlichen Berufen in der ganzen Welt zerstreut sind. So ist auch hier die Industrie eingedrungen und hat einen Teil der männlichen und weiblichen Bevölkerung aufgenommen, grosse Bedeutung aber nicht erlangt. Ausser den mit der Landwirtschaft eng zusammenhängenden Getreidemühlen und Milchkuckerfabriken gibt es vor allem eine Zigarrenfabrik in Escholzmatt, eine Uhrenfabrik in Flühli und noch zwei kleine Wollenwebereien in Escholzmatt und Entlebuch.

Das Entlebuch hat eine sehr grosse Anzahl Mittel- und Grossbauern, die eine Nebeneinnahmequelle nicht brauchen, aber unter den „kleinern Leuten“ ist sicher

¹⁾ In Obwalden liegen die Verhältnisse nicht viel anders. In einer Beziehung ist Obwalden aber schlechter daran: Es hat weniger grosse Geschäfte mit fester Organisation, sondern noch eine ziemliche Anzahl *Provisionsfergger*. In dieser Hinsicht wäre ein Vergleich zwischen den beiden Kantonshälften sehr interessant gewesen. Nur ist es nicht denkbar, dass man von den Stückferggern offene und richtige Auskunft bekommen hätte, am allerwenigsten über die Lohnverhältnisse.

²⁾ *F. Merz*, Das Entlebuch und seine Viehzucht, Alpen- und Milchwirtschaft; eine kulturgeschichtliche Monographie. Zürich, César Schmidt, 1887.

ein Boden für hausindustriellen Erwerb vorhanden gewesen, nicht am wenigsten für die Seidenweberei, welche gegenüber manchen andern Hausindustrien so viele Vorzüge aufweist.

Die Anregung erfolgte vom Entlebuch selbst aus; von seiten eines Pfarrers im Hauptorte Schüpfheim, der um 1840 an seinem Wohnorte eine Seidenweberei bauen liess und auch die Weberei in den Häusern kräftig förderte. Mit der Verbreitung der Organisation, die wir in unserm III. Kapitel beschrieben haben, wurde auch das Entlebuch in dieselbe einbezogen, und so ist die Hand-Seidenweberei (heute ein Unikum in der Schweiz) seit zirka 1880 das Eigentum des einzigen Fabrikanten, der in jener Gegend weben lässt. Sie hat also auch nichts gemeinsam mit den „Ateliers“, wie sie für die Lyoneser Industrie typisch sind, sondern sie ist einfach eine kleine *Fabrik*, die *nur* aus (42) Handstühlen besteht; die Arbeiterinnen sind also auch dem Fabrikgesetz unterstellt. Weil sie unter ständiger Aufsicht des Ferggers arbeiten, der Fabrikant also die Sicherheit hat, dass die täglichen 11 Stunden auch wirklich volle Arbeitsstunden sind, und er dadurch auch der Innehaltung der Lieferungstermine sicherer ist als bei den Hausweberinnen, wird in der „Fabrik“ per Meter 5 Rp. mehr bezahlt.

Die Art der Stoffe ist im übrigen die gleiche wie in den Wohnungen; wir sahen zum Teil recht komplizierte Blusen- und Kleiderstoffe — höher zu qualifizierende Arbeit also als diejenige, welche die Urkantone liefern ¹⁾. Der Grund wird wohl darin zu suchen sein, dass das für das Entlebuch in Betracht kommende Geschäft nach und nach sich aus der Handweberei zurückziehen zu wollen scheint, und nur noch diejenigen Stoffe von der Hand herstellen lässt, bei denen auch der mechanische Stuhl über eine relativ geringe Meterzahl nicht hinauszukommen vermag ²⁾. Ausser im Entlebuch hat diese Firma keine Handweber mehr, und auch dort sind von den 300 der Achtzigerjahre nur noch zirka 100 übrig, darunter also 60 Hausweberinnen.

Die Nouveautés sind zu unsicher; lange Arbeitspausen kehrten in den letzten Jahren immer wieder. Als wir im Monat März Schüpfheim besuchten, waren von den 42 Stühlen nur 7 in Betrieb! Eine längere Pause hatte viele Weberinnen missmutig gemacht und sie andere Beschäftigung suchen lassen; nun war Arbeit gekommen, und der Fergger fand für einen Teil der Zettel keine Weberinnen mehr!

¹⁾ Die meisten Handstühle, auch die in den Wohnungen der Weber, von neuer Konstruktion und mit Regulatoren etc. versehen, gehören dem Geschäft, was sonst selten der Fall ist.

²⁾ Es ist dies theoretisch besser zu verstehen als die Praxis eines andern, sehr grossen Geschäfts, das nur seine einfachsten Stoffe der Handweberei überlässt.

Die Weberinnen, welche, weit zerstreut auf der Anhöhe oberhalb Schöpfheim, noch hie und da mit dem Weben sich abgeben, können für ein Geschäft nur geringen Wert haben. Von den vier Weberinnen, welche wir besuchten (im ganzen sind nur fünf übrig), kam eine im Laufe der letzten drei Jahre auf nicht ganz Fr. 100 Jahresverdienst, die andern kamen etwas höher; bei allen aber fiel entweder der ganze Sommer aus, oder sie woben das ganze Jahr gleichmässig wenig. Es ist das begreiflich: diejenigen, welche der Weberei ganze Arbeitstage widmen wollen und können, gehen lieber ins Dorf in die Fabrik hinunter.

Etwas besser steht es noch weiter hinten im Entlebuch, um das reizend gelegene Escholzmatt, wo noch zirka 40—50 Weberinnen, weit zerstreut um das Dorf herum, für die Ferggerei Schöpfheim arbeiten; meist Bauerntöchter, wenig verheiratete Frauen. Aber auch hier finden wir die gleiche Verschiedenartigkeit: wir besuchten solche, die das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme vielleicht des „Heucts“, ziemlich gleichmässig arbeitend, im Durchschnitt auf Fr. 400—500 Jahresverdienst kommen, dagegen wieder andere, die nur im Winter weben. Hier wie in den meisten Gegenden der Seidenweberei ist normalerweise die Landwirtschaft das Hauptinteresse der Familie, neben der, wenn immer erforderlich, der hausindustrielle Nebenverdienst zurückstehen muss.

Glänzend stehen also die Aussichten für die Seidenweberei im Entlebuch nicht und es ist nicht wahrscheinlich, dass der Bau einer mechanischen Fabrik ein neues Stadium eröffnen würde. Es ist nicht unmöglich, dass man die nötigen Hände fände; der Erfolg wäre aber doch zu unsicher, als dass man unter den jetzigen Verhältnissen leicht dazu übergehen würde. Heisst es ja doch heute bei den Seidenindustriellen: „Wer *jetzt* eine neue Fabrik bauen will, der baue sie lieber im Ausland.“ So dass wohl auf alle Fälle Schöpfheim noch lange nicht in Betracht käme!

Der Berner Jura. Wenden wir uns noch zum Schluss einer mit dem übrigen Gebiet gar nicht zusammenhängenden Gegend zu, die es wohl wert ist, für sich allein besprochen zu werden. Bis vor zwei Jahren, als in den Spalten der „Neuen Zürcher Zeitung“¹⁾ zwischen Robert Schwarzenbach und dem Adjunkten des schweizerischen Arbeitersekretariates in Biel, Reimann, eine kleine Diskussion über die Lage der Weber im Berner Jura geführt wurde, haben wohl nur Eingeweihte gewusst, dass die Zürcher Industrie schon so dicht an die französische Grenze gedrungen ist. Erst durch jene Polemik ist gerade für die dortige Weberei vieler In-

teresse erwacht, und durch sie ist auch in uns der Wunsch erweckt worden, der Gegend von Delémont einen Besuch abzustatten. Wir hatten dazu im Mai 1903 Gelegenheit.

Ob man von Biel aus das Birstal hinunterfährt, oder von Basel aus dasselbe hinauf — eine einzige Eisenbahnfahrt genügt, um zu zeigen, dass das Milieu der Seidenweberei im Berner Jura sehr verschieden von demjenigen in den agrikolen Urkantonen oder auch im Entlebuch ist. Von Moutier bis Delsberg ist die Birs sozusagen in einen Fabrikkanal umgewandelt worden; eine Fabrik reiht sich an die andere. Am allermeisten fallen die bekannten Eisenwerke von Choindez und die grosse Giesserei les Rondez bei Delémont auf. Und derjenige, welcher von Basel aus die Reise macht, nimmt ähnliche Eindrücke in sich auf. Es gibt wohl wenig Flusstäler in der Schweiz, die industriell in einem solchen Masse ausgebeutet worden sind, wie dasjenige der Birs von Grellingen bis nach Delsberg hinauf. Die enge Talsohle, von steilen, oft plötzlich und senkrecht abgebrochenen Felsen eingeschlossen, trägt nur an einigen Stellen etwas Kulturland und ist im übrigen das Zentrum der Fabrikation von Zement, hydraulischem Kalk und Kunststein, deren Betriebe überall die Wasserkraft der Birs sich nutzbar gemacht haben — was ja allerlei nützliche Wirkungen haben mag, aber sicherlich nicht die Reize des lieblichen Tales erhöht.

In Delsberg fängt ausserdem schon das Terrain der zweiten Industrie des Jura par excellence an. Es ist die Uhrenindustrie, die an Bedeutung zunimmt, je mehr man sich Pruntrut oder Biel nähert.

Kurz, die Gegend von Delémont ist in einem Masse von der Industrie erfasst worden, wie wenige andere Gebiete der Schweiz. Man fragt sich verwundert, wie es kommt, dass unsere Seidenweberei, die ja sonst mit Vorliebe weniger modernisierten Boden aufsucht, hier noch eine Stätte gefunden hat.

Nun befindet sich aber nur eine der drei Ferggereien, welche der Jura zählt, in dem industriellen Gebiet: diejenige von Laufen. Die beiden andern haben sich absichts der grossen Strasse niedergelassen.

Von Delsberg aus nach Osten erstreckt sich, zirka drei Stunden weit, ein nach hinten sich stark verengerndes Tal, nur von einem schmalen Bach, der Scheulte, durchflossen: das *Val Terbi*, dessen Dörfer Courroux, Viques, Courchapoix, Corban und Mervelier nur durch eine Post mit Delsberg verbunden sind. Hinter Mervelier hört die Strasse auf, und der Wanderer hat keine andere Wahl, als das Tal in der Richtung Montsevelier oder nach der solothurnischen Seite über die Berge der Jurakette hin zu verlassen. Die Bewohner des Tales hegen immer noch die Hoffnung, eine direkte Bahnverbindung Delsberg—Solothurn werde ihnen

¹⁾ „N. Z. Z.“, Jahrgang 1901, Nr. 273, 281 und 282.

einmal bessere Zeiten bringen, vorläufig sind aber wohl die Aussichten auf eine Verwirklichung dieser Hoffnungen noch nicht gross.

Das Val Terbi, in dem die Ferggereien Courroux und Mervelier liegen, weist gar keine Fabrikindustrie auf. Aus Vicques, aus Courroux und dem zwischen beiden gelegenen Courcelon begeben sich zwar einige Männer täglich nach dem eine bis anderthalbe Stunde entfernten Choindez, auch Männer, deren Frau oder Töchter weben, und insoweit hätte also die Industrie einige Bedeutung für die Verhältnisse der Weberinnen. Es ist dies aber nur ausnahmsweise der Fall. Für die *Frauen* ist kein anderer industrieller Verdienst vorhanden, für sie stimmt es, was der Besitzer der Ferggereien im Jura uns sagte: „viele Frauen und Mädchen müssten auswandern, wenn sie unsere Weberei nicht hätten.“

Von den Handwerkern und den wenigen Grubenarbeitern abgesehen, treibt also alles im Val Terbi Landwirtschaft, eine Landwirtschaft sicher nicht ohne Mühen und Plagen. Dass der Jura nicht zu den fruchtbaren Teilen der Schweiz gehört, ist bekannt. Der leicht austrocknende Boden ist dem Graswuchs, die steinige Ackerkrume dem Ackerbau nicht günstig. Auch im wenig ertragreichen Val Terbi ist es nicht anders. Hier, wie im ganzen Jura, herrscht das geschlossene Dorfsystem vor und damit sehr stark parzellierter Besitz. Der Ackerbau tritt heute zwischen Delémont und Mervelier schon ziemlich in den Hintergrund, und je weiter man ins Tal hineingeht, um so mehr werden Gras- und Viehwirtschaft Hauptsache: das ganze Tal liefert sogar täglich frische Milch nach Basel¹⁾.

In viel höherem Masse, als im übrigen Kanton Bern, ist im Jura der Gemeindebesitz erhalten geblieben. Ausser den *pâturages communaux* kommt für die Bewohner des Val Terbi der Bürgernutzen in Holz in Betracht, der sich in einigen Gemeinden auf Fr. 120—150 beläuft, und ausserdem derjenige in Landparzellen, die jedem einzelnen Bürger zur Benutzung überlassen werden. Wir sehen hier das gleiche wie im Kanton Unterwalden: einzelne dieser Parzellen werden gut bewirtschaftet und bilden dann einen willkommenen Zuschuss zum Grundeigentum, viele aber werden oft schändlich vernachlässigt. In dieser Beziehung scheint es sogar, nach dem, was uns mitgeteilt wurde, schlimmer zu stehen als um Buochs und Stans.

Wir haben hier wohl eine der grössten Schattenseiten der Industrialisierung des Berner Jura vor Augen: der energischere Teil der Bevölkerung ist von

¹⁾ Ausserdem baut man Kartoffeln, Gerste, Weizen, Esper, Luzerne an. Vgl. *Volkart*, „Dreifelder- und Egartenwirtschaft in der Schweiz“, in den „Forschungen auf dem Gebiete der Landwirtschaft“, Festschrift zu Ehren des siebenzigsten Geburtstages von Prof. Dr. A. Krämer, S. 393. Huber, Frauenfeld.

der Industrie erfasst worden und nach industriellen Zentren abgewandert, und diejenigen, die der Landwirtschaft treu geblieben sind, hängen starr am Alten, beharren bei herkömmlichen Systemen, machen aus den schon an sich ungünstigen Verhältnissen oft nicht, was daraus zu machen wäre. Dass vom modernen landwirtschaftlichen Vereins- und Genossenschaftswesen im Jura noch nicht sehr viel zu spüren ist, hängt wohl mit den gleichen Umständen zusammen.

Und was für den Berner Jura im allgemeinen gilt¹⁾, gilt für unser Val Terbi im besondern.

Neben einer Anzahl mittlerer Bauern, die mit den eigenen Händen im Sommer nicht auskommen können, in den Dörfern eine Menge Parzellen- und Kleinbauern, denen der eigene Grund und Boden zum Unterhalte der Familie nicht ausreicht.

Und in diesem im grossen ganzen armen Milieu unsere Hausweberei.

Wir haben aus dem Val Terbi Eindrücke höchst unerfreulicher Natur mitgebracht. Wir kennen mehrere Weberinnen, die nur ihre eigenen Einnahmen zum Leben hatten, sogar *Familien*, die nur auf den Verdienst aus der Weberei angewiesen waren und auch solche, wo der Mann aus physischer oder moralischer Unfähigkeit die Aufgabe, die Familie zu ernähren, zu einem guten Teil der Frau überliess oder überlassen musste, — und in allen diesen Fällen fanden wir *Elend*, nahmen wir ähnliche Eindrücke mit wie diejenigen, welche Herrn Grossrat Reimann zu seinen Mitteilungen über die Zustände in der Weberei des Val Terbi veranlassten²⁾. Gesteigert wurden diese unerfreulichen Eindrücke noch dadurch, dass der so freundliche, anheimelnde Anblick deutschschweizerischer Bauernhäuser in dieser Gegend, die, wie der ganze Jura, fast nur Steinhäuser kennt, vollständig fehlte.

Dennoch haben wir auch im Val Terbi nicht nur einförmiges Elend gesehen, sondern ähnliche wenn auch nicht ganz so grosse Unterschiede wie bis dahin überall. Wir hatten im Überfluss Gelegenheit, zu beobachten, dass die *Seidenweberei im Berner Jura nicht eine prinzipiell andere Stellung einnimmt als in der übrigen Schweiz; mit anderen Worten, dass es hier so wenig wie anderorts eine homogene Weberbevölkerung gibt*, dass die Seidenweberei auch hier in sehr vielen Fällen nur einen kleineren oder grösseren Zuschuss zur Familieneinnahme abwirft und abzuwerfen bestimmt

¹⁾ Vgl. das „Geographische Lexikon der Schweiz“, Bd. I, herausgegeben von *Ch. Knapp* etc. Deutsche Ausgabe (H. Brunner), I. Bd., *Kanton Bern; Neuenburg*, Gebr. Attinger, 1902.

²⁾ „XIII. und XIV. Jahresbericht des leitenden Ausschusses des schweizerischen Arbeiterbundes und des Arbeitersekretariates für die Jahre 1899 und 1900“, S. 102—104. Zürich, Buchdruckerei des schweizerischen Grütlivereins.

ist. Auch hier fanden wir normalerweise nicht das Haupt der Familie am Webstuhl, sondern irgend ein weibliches oder männliches¹⁾ Familienmitglied.

Es wäre der Vorwurf denkbar, dass man uns, auf unsern Touren mit den jurassischen Anrüstern, nur das, *was dem Geschäft passte*, vorgelegt hätte. Jedoch dieser Vorwurf wäre schon dadurch entkräftet, dass ein Teil unserer Eindrücke sich mit denen des Adjunkten des Arbeitersekretariates so ziemlich deckt. Wir haben Weberinnen besucht, die diesem sogar neues Material geboten haben würden und die man uns mit grösster Leichtigkeit hätte verbergen können. In Vicques zogen wir mit dem Anrüster von Haus zu Haus, ganz ohne Rücksicht auf die ökonomischen Verhältnisse, die es barg, und so haben wir denn in unserm Notizbuch sehr verschiedene Typen aufgezeichnet. Die Jahresverdienste der zirka 45 von uns im Val Terbi besuchten Weberinnen wechseln zwischen Fr. 100 und 700, 12 unter ihnen weben während des Sommers in reduziertem Masse, weil sie „en journée“ auf die Güter der Arbeitskräfte brauchenden Bauern gehen; die Frau, bei der wir den niedrigsten Lohnsatz — zirka Fr. 100 — fanden, webt seit einer Reihe von Jahren von Oktober bis Mai überhaupt nicht; ein Dutzend andere — Hausfrauen —, nach ihren eigenen Angaben, womit diejenigen der Lohnbücher übereinstimmen, webt das ganze Jahr hindurch ziemlich regelmässig, aber im Durchschnitt sicher nicht mehr als 8—10 Stunden täglich.

Man verstehe uns wohl: Wir streiten nicht mit dem Bieler Arbeitersekretariate darüber, ob die Löhne der Hausseidenweberei absolut niedrige sind oder nicht: nach den Mitteilungen in unserm vorigen Kapitel, wonach Fr. 700—750 nur unter besonders günstigen Verhältnissen errungen werden können, ist darüber wohl kein Streit möglich²⁾. Wir streiten auch nicht mit Herrn Reimann über die Stellung des Arbeitgebers der jurassischen Weberinnen zu seinen Arbeitern; wir glauben *auch* nicht daran, dass er nur noch „aus Mitleid“ während der letzten Jahre von Hand weben liess, — aus guten Gründen, auf die wir noch einzugehen gedenken.

Wir wenden uns nur gegen die Übertreibungen, die der Bericht über das Val Terbi enthält. Bei einem Vertreter der organisierten Arbeiterschaft ist dies Gefühl der Abneigung gegen die ganze heutige Hausindustrie

¹⁾ Wir fanden im Berner Jura mehr Männer, sogar einige halberwachsene Knaben, unter den Webern als anderwärts.

²⁾ Immerhin ist nicht zu vergessen, dass die Lohnverhältnisse in der Seidenweberei *relativ* weniger ungünstig sind als diejenigen in einer ganzen Reihe anderer Hausindustrien. Vgl. „Die schweizerische Hausindustrie“, von Dr. F. Schuler, gew. eidg. Fabrikinspektor des I. Kreises. Zeitschrift für schweiz. Statistik, Jahrgang 1904, 2. Lieferung. Seite 137: „Die Löhne der Seidenweber gehören zu den besseren in der Hausindustrie.“

zwar vollkommen begreiflich, jedoch wäre manches im Interesse der Sache besser unterblieben. Wir behaupten, dass es eine Übertreibung ist, von einem „schlesischen Weberelend“ zu sprechen und stellen dem gegenüber fest, dass es ein Weberelend bei vielen Weberinnen gibt, dass aber in einer grösseren Anzahl Fälle *nicht die Weberei der ausschlaggebende Faktor* für die Lebenshaltung der betreffenden Familien ist; dass es sich im Val Terbi in dieser Beziehung nicht anders verhält als in allen andern Gegenden, wo die Seidenhausweberei daheim ist. Dass es also auch nicht angeht, allgemein ungünstige Verhältnisse in einem von der Natur karg ausgestatteten Tale auf das Konto der Seidenweberei zu schreiben. Und dass — wir müssen dies mit allem Nachdruck aussprechen — es nicht angeht, für das Val Terbi Rp. 75 bis Fr. 1 als Normallohn für 15—16 stündige Arbeit anzugeben, für „stetige, unaufhaltsame“ Arbeit, „Arbeit bis zum Niedersinken“! Denn, die im Jura gangbaren Artikel in Betracht gezogen, wäre dies für auch nur halbwegs gute Arbeiterinnen ein Ding der Unmöglichkeit. Wir behaupten dies nicht etwa, gestützt auf die Autorität von Interessenten, sondern weil unser Laienauge durch den immerwährenden Vergleich der Tagesleistungen von Weberinnen jeder Güte, nach und nach ziemlich geschärft worden ist.

Will man das Val Terbi vergleichen mit den Urkantonen, dem Gaster oder dem Zürcher Oberland, so ist zu konstatieren, dass in der erstgenannten Gegend *im allgemeinen* regelmässiger gewoben wird, dass der Ausfall im Sommer gering ist, verglichen etwa mit demjenigen im Kanton Nidwalden. Der Grund ist folgender: Der Berner Jura kennt gar keine Stühle „primitivster Konstruktion“ (Reimann), sondern einzig und allein Lyoner Stühle, d. h. die besten Handstühle, die bis heute existieren und die, wie wir schon früher gesagt haben, immer dem Geschäfte gehören. Es wird also naturgemäss immer eine Art Auslese unter den Weberinnen getroffen. Der Berner Jura zählt infolgedessen eine grössere Anzahl wirklicher Berufsweberinnen und liefert dazu die besten Artikel, welche das dort „arbeitgebende“ Haus heute noch von Hand weben lässt. Deswegen haben wir gerade dort — ein Resultat, das uns selber erstaunte —, die relativ höchsten Jahreslöhne gefunden, welche jenes Geschäft ausbezahlt hat und auch die grösste Anzahl Taffetweberinnen, die in die drei obersten, von uns aufgestellten Lohngruppen eingeteilt werden mussten, trotzdem die Lohntarife niedriger sind als für den Kanton Zürich und die Monopolstellung des *einen* grossen Hauses ausserdem noch eine lohndrückende Wirkung ausübt.

Es scheint sogar bei vielen Frauen des Jura von einem bestimmten Talente für die Weberei gesprochen

werden zu können; sollen doch die besten Weberinnen, welche die dem gleichen Hause gehörende Fabrik in Hünigen beschäftigt, aus dem Berner Jura stammen.

Im Berner Jura ist vom Hause Schwarzenbach seit Jahren eine Politik verfolgt worden, welche die andern kleineren Geschäfte nicht im Stande sind, nachzuahmen. Es ist eine ganze Gegend geradezu auf einige wenige Artikel *abgerichtet* worden; wo wir auch hinkamen, fast überall sah unser Auge nur monotonen schwarzen Taffetas in guten Qualitäten: nur bei einer Elite ausserdem entweder sehr schwere schwarze Spezialitäten oder farbige doppeltbreite Stoffe (die entsprechend besser lohnten). Die Weberinnen im Val Terbi haben dadurch eine sehr grosse Force erlangt, so dass viele, wie wir selber herausgerechnet haben, bei den, auch in den letzten zwei Jahren noch gesunkenen Lohnsätzen, am Ende des Jahres sich doch noch etwas besser stehen als vorher.

Man kann also mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass von allen Ferggereien des grössten Zürcher Seidenhauses diejenigen im Berner Jura zu allerletzt werden fallen gelassen werden.

Zwar macht sich auch dort die momentan herrschende Krise geltend; schon erging von der Zentrale aus der Ruf, es solle ein Anrüster entlassen werden, und man hat im Mai 1903 noch einmal eine Lohnherabsetzung verordnet. Wir schreiben also gerade in einem bösen Zeitpunkt, — auch für „die einzige Gegend der Taffethausweberei, die tatsächlich noch der Fabrik Stand hält“, wie sich Herr Robert Schwarzenbach selbst über den Berner Jura aussprach.

B. Die Seidenhausweberei und die Erhebungen des Bauernsekretariates.

Leider, aber auch begreiflicherweise, war es bei den von uns besuchten bäuerlichen Familien ganz und gar unmöglich, auch nur einigermaßen das Verhältnis zwischen den Einnahmen aus der Landwirtschaft und der Seidenhausweberei zu bestimmen. Sind doch die Bauern noch selten, die ihr Einkommen aus der Landwirtschaft auch nur einigermaßen präzise anzugeben im Stande sind.

Dennoch sind wir in der Lage, einen kleinen Beitrag zu der Frage, wie sich die Einnahmen aus Hausweberei und Landwirtschaft zu einander verhalten, bringen zu können. Es sind nur wenige Beispiele. Sie werfen aber — wie uns scheinen will — interessante Streiflichter auf die Stellung, welche die Hausweberei in der Schweiz einnimmt und zeigen so recht, zu welchen interessanten Ergebnissen eine Fortsetzung solcher und ähnlicher Untersuchungen, auch für das uns hier beschäftigende Gebiet, führen könnte.

Wir meinen die „Untersuchungen über die Betriebs-einrichtungen und die Rentabilität der schweizerischen Landwirtschaft“, herausgegeben vom schweizerischen Bauernsekretariate¹⁾.

Unter den 110 aufgeführten Buchhaltungen befinden sich nämlich deren vier mit hausindustrieller Nebeneinnahme. Das Bauernsekretariat hat uns die Gelegenheit gegeben, aus dem Material, das ihm als Grundlage zu seiner Publikation gedient hat, auszu ziehen, was uns für unsern Zweck interessant erschien.

Sehen wir uns zum Beispiel „Nr. 49“ der Buchhaltungen ein wenig näher an, ein ererbtes Gut im Zürcher Oberland, gross zirka 6.5 ha, also zu den „kleinen Mittelbauernbetrieben“ der Rentabilitätsberechnungen gehörend. Im allgemeinen haben wir recht günstige Verhältnisse vor uns; ganz arrondierten Besitz mit den Gebäulichkeiten in der Mitte, geschützte Lage, ziemlich ertragreichen, schweren Boden, eine geringe Entfernung vom Markorte und der Bahnstation. Wie in einem Teile des Kantons Zürich, wo der Körnerbau sozusagen vollständig verschwunden ist, nicht anders zu erwarten (Streueland ist ja genug vorhanden), herrscht ein reines Grassystem, indem von den 640 Aren 576 als dauerndes Wiesland dienen gegenüber nur 7.4 Aren Ackerland (Kartoffeln, Gemüse und etwas Kunstwiese). So stammen natürlich, wie im ganzen Oberland, die Haupeinnahmen aus der Viehhaltung. Obenan stehen Milch und Molkereiprodukte mit 49.48 % der Einnahmen aus der Landwirtschaft. Der Bauer besitzt an Vieh 7 Kühe und 1 Rind und ausserdem noch 20 Bienenstöcke. Neben der Viehhaltung kommt namentlich der Obstüberwuchs auf den Wiesen, der zirka 17 % der landwirtschaftlichen Einnahmen einbringt, in Betracht. — „Nr. 49“ ist also ein relativ gut gestellter Kleinbauer, der intensiv wirtschaftet und den nur ein für seine Verhältnisse zu hohes Gebäudekapital (58 % vom Grundkapital!) drückt. Das Buchhaltungsjahr — April 1901—1902 — wird von ihm als ein ziemlich normales bezeichnet, nur der Obst-ertrag sei unter Durchschnitt gewesen.

Das Endresultat ist für ihn ein Einkommen²⁾ aus der Landwirtschaft von Fr. 3586. Dazu kommen für die Familie Fr. 1000 Nebeneinnahmen und von diesen flossen im betreffenden Jahre Fr. 688 aus der Seidenindustrie.

Von diesem Einkommen leben: der „Meister“ und die „Meisterin“, der Schwiegersohn, 2 Töchter und

¹⁾ Landwirtschaftliches Jahrbuch der Schweiz, Jahrgang 1903, Heft 1.

²⁾ Rentabilitätsberechnungen S. 86: „Das Einkommen ergibt sich aus der Zu- oder Abnahme des Reinvermögens und dem Verbräuche des Unternehmers und seiner Familie im Laufe des Rechnungsjahres.“

1 Enkelkind. Die beiden Männer widmen sich ganz der Landwirtschaft, 2 Frauen sind gewerblich tätig; die Mutter webt, die ledige Tochter ist Seidenwinderin, erstere hat im Jahre 1901—1902 *Fr. 369* verdient, letztere *Fr. 319*. Beide sind typische Arbeiterinnen im bäuerlichen Milieu; im Winter braucht man sie im Betriebe nicht, im Sommerhalbjahr werden sie je nach Bedarf draussen zugezogen.

Deutlich ist auf jeden Fall, dass wir es hier mit einer Nebeneinnahme der Familie zu tun haben. Die *Fr. 688* sind nicht etwa eine Summe, von welcher beide Frauen leben müssen ¹⁾.

Es ist interessant, dass auch durch die kleine Anzahl Buchhaltungen, welche wir verwenden können, die sehr verschiedene Bedeutung der Weberinnen für die Industrie zum Ausdruck gelangt. Die Tochter des „49“ ist eine ziemlich gute Weberin, wahrscheinlich leichter Taffetqualitäten, nach der Lohnliste zu urteilen, eine zuverlässige Arbeiterin, die täglich manche Stunde am Webstuhl zubringt.

Viel mehr „Nebenbeschäftigung“ ist die Weberei für die Weberin auf dem Hofe des Nr. 61 der Buchhaltungen. Das Haupt der Familie steht mit 19.5 ha. viel ungünstiger da als Nr. 49 mit 6.5 ha. Die Lage seines Gutes — im Berner Jura — ist in bezug auf die Absatzverhältnisse weniger günstig, der Boden ist ziemlich mager und nicht sehr ertragreich, Maschinen sind nur mit Mühe verwendbar, Frühjahrsfröste sind häufig, kurz, die Buchhaltung und die vielen Berichte dazu, machen uns eine Familie anschaulich, die mit grösstem Eifer gegen ungünstige Verhältnisse ankämpft, die sich wirklich durchplagt, und trotzdem ziemlich tief in die Schulden hineingeraten ist: auf dem Hektar Grund und Boden ruhen *Fr. 1781* Schuld, auf *Fr. 100* Aktivkapital *Fr. 89!*

3 Milchkühe, 2 Kälber und 5 Ochsen stehen im Stall. Die Viehhaltung ist auch hier die Hauptsache, aber dem Ackerbau (Getreide, Kunstwiesen und Kartoffeln) ist der grössere Teil des Kulturbodens gewidmet.

Das Ergebnis ist ein landwirtschaftliches Einkommen von zirka *Fr. 2800*, während die Bücher noch *Fr. 850* Privateinnahmen verzeichnen: davon zirka *Fr. 50* Bürgernutzen (für verkauftes Holz) und *Fr. 187* aus der Seidenweberei.

Selbstverständlich braucht dieser Betrieb viel mehr menschliche Arbeitskraft als der vorige. Er beschäftigt denn auch von der dreizehnköpfigen Familie vollkommen: den Vater, dessen Bruder und vier Söhne (darunter einen von 15 Jahren).

¹⁾ Die Barausgaben des Haushaltungsbüchleins betragen *Fr. 837*; ein grosser Teil wird also durch den industriellen Verdienst gedeckt.

Aber auch unsere Weberin — die 24jährige Tochter — ist landwirtschaftlich tätig. Das geht schon aus ihrem Lohnbuch hervor. Vom 9. April bis zum 12. Juni hat sie $16 + 21 = \text{Fr. } 37$ verdient. Selbst bei den niedrigen Tarifen des Berner Jura wäre dies undenkbar, hätten sie auch nur annähernd den ganzen Tag am Webstuhl zugebracht. Juli und August fallen ganz aus: man hat sie im eigenen Betrieb bei den „grands travaux“ zugezogen. Auch im Oktober hat sie nicht gewoben, sondern draussen bei Fremden gearbeitet. Ausserdem verzeichnet das Kassabuch noch eine Einnahme von *Fr. 70* für den „Unterhalt der Kirche“, welcher ebenfalls der Weberin oblag.

Hier können wir also mit vollstem Recht nicht nur von einer, nicht einmal beträchtlichen, Nebeneinnahme für die Familie, sondern nur von einer *Nebenbeschäftigung* der Tochter sprechen!

Die dritte Buchhaltung, welche seidenindustriellen Nebenverdienst verzeichnet, wollen wir übergehen, weil die Weberei hier *noch* nebensächlicher ist, nur im Winter und auch nie in ausgedehntem Masse betrieben wird (Verdienst April 1901 bis 1902: *Fr. 82!*).

Viel interessanter ist auch für uns der Vergleich mit „Nr. 42“, bei welcher Nummer Landwirtschaft und *Stickerie* nebeneinander hergehen. Wir werden hier in den Kanton Thurgau versetzt, auf ein Kleinbauerngut in sehr zerstückelter Lage. Das Land wird als Ackerland (in verbesserter Dreifelderwirtschaft), zum grösseren Teil aber als Wiesland genutzt, so dass auch hier wiederum auf den Stall, welcher 4 Kühe, 2 Zuchtstiere, 1 Mutterschwein und 5 Ferkel enthält, das Schwergewicht fällt. Aus der Schweinehaltung allein fliessen über 30 % der Baareinnahmen. Laut Kassabuch werden jährlich zirka *Fr. 1040* an Schuldzinsen entrichtet.

Die Familie setzt sich aus dem Elternpaar, drei Söhnen und einer Schwester zusammen, davon widmen sich der Vater und ein Sohn ganz dem Betrieb, während den Frauen zum Teil die Sorge für das Kleinvieh obliegt. Die andern zwei Söhne sind Sticker.

Das Ergebnis dieser teilweise landwirtschaftlichen, teilweise industriellen Tätigkeit ist, dass im Jahre 1901 bis 1902 vom Gesamteinkommen *Fr. 891.50* aus der Landwirtschaft, *Fr. 3084* dagegen aus „Nebeneinnahmen“ und davon wieder zirka *Fr. 2200* aus der *Stickerie* entstammen ¹⁾.

Wir haben hier also einen Fall, wo zwei Männer zu landwirtschaftlicher Tätigkeit untauglich gemacht worden sind oder gemacht werden, wo das Neben-

¹⁾ Wie verschieden Einzelstickerei und Seiden-Hausweberei organisiert sind, zeigt sich auch hier: die beiden Sticker haben im Laufe eines Jahres für *fünf verschiedene Geschäfte* gearbeitet.

einkommen dasjenige aus dem „Hauptberufe“ weit übersteigt. Es wäre also nicht erstaunlich, wenn die Landwirtschaft, namentlich nach dem Ableben der älteren Generation — gänzlich in den Hintergrund gedrängt werden würde, vorausgesetzt, dass nicht vorher der Einzelstickerei der Boden unter den Füßen genommen werde. Aber an einen so raschen Untergang derselben ist wohl noch nicht zu denken.

Wir haben hier nur vereinzelte Beispiele zur Verfügung; dass aber unter allen Umständen die Stickerei eine ganz andere Rolle spielt, *einen ganz andern Druck auf die Erwerbsrichtung einer Familie auszuüben im stande ist, als es die Seidenweberei vermöchte*, das wird wohl zur Genüge durch das Vorhergehende bewiesen. Namentlich folgende knappe Übersicht über die für uns wichtigsten Ergebnisse aus den in Betracht kommenden Buchhaltungen zeigt deutlich den Unterschied.

Vermögensänderung¹⁾.

1. Einkommen.

	Aus Landwirtschaft	Nebeneinkommen	Vom Nebeneinkommen stammt aus Kapitalverkehr	Ersparnis	Rückschlag
	Fr.	Fr.	Fr.	Fr.	Fr.
49	3586. 15	1586. 75	608. —	1305. —	— . —
61	2798. 40	1192. 80	422. —	308. 90	— . —
42	891. 55	3084. 85	771. —	— . —	17. 15

Ohne Nebeneinkommen hätte betragen:

	Ersparnis	Rückschlag
	Fr.	Fr.
49	326. 25	— . —
61	— . —	461. 90
42	— . —	2331. —

Nur dank der Stickerei und einiger kleinerer Nebeneinnahmen ist der Rückschlag der Nr. 42 so gering, dass er kaum ins Gewicht fällt, ohne sie hätte er eine bedeutende Summe erreicht. Bei der Seidenweberei wäre nur unter Ausnahmeverhältnissen — 3 bis 4 Berufsarbeiterinnen in einer Familie mit zusammen einem Jahresverdienst von Fr. 1800 bis Fr. 2000 — ein solcher Einfluss auf die Kassaverhältnisse denkbar. Wir haben einzelne Fälle in unsern Notizen verzeichnet, wo ganze Familien, denen der Ernährer gestorben ist, sozusagen ganz von den Einnahmen leben müssen, welche ihnen zwei bis drei Seidenwebstühle bringen, dafür aber eine ganze lange Reihe von Fällen, die, könnte man die ökonomischen Verhältnisse so genau verfolgen wie bei den obengenannten, ganz sicher zu einem prinzipiell gleichen Ergebnis führen würden.

¹⁾ Wir entnahmen folgendes den nichtpublizierten Zusammenstellungen des Bauernsekretariates über die einzelnen Betriebe. Veröffentlicht wurden nur die Durchschnittszahlen je nach der Betriebsgrösse. Vgl. Rentabilitätsberechnungen, S. 90.

C. Die schweizerische Seidenstoff-Hausweberei und die „Nebenbeschäftigungstheorie“.

In seinem Artikel „Die Hausindustrie in Deutschland¹⁾“ rückt Professor Werner Sombart mit grossem Nachdruck den alten, irrigen Anschauungen auf den Leib, die den Entstehungsgrund der Hausindustrie in allen möglichen Verhältnissen suchen, nur nicht in den Bedürfnissen der Industrie selbst, die sie, zum Teil wenigstens, aus den Bedürfnissen der Landwirtschaft hervorgehen lassen. Kurz, das Hauptziel seines Aufsatzes ist die Bekämpfung der sogenannten „Nebenbeschäftigungstheorie“ und jener Schriftsteller, die, von derselben ausgehend, der modernen Hausindustrie auch heute noch grosse soziale Vorteile zuschreiben. — Demgegenüber vertritt Sombart die Meinung, das Handwerk wie etwaige Nebenbeschäftigungsgewerbe der Landwirtschaft seien für die Entstehung der Hausindustrie gleich irrelevant gewesen, die Hausindustrie sei gekommen, nicht als die Genossin, sondern als die Todfeindin der Landwirtschaft²⁾, *die Nebenbeschäftigungstheorie sei ebenso falsch für die Gegenwart wie für die Vergangenheit³⁾.*

Dagegen liefe die Schilderung, welche wir im Vorhergehenden von der schweizerischen Seidenstoff-Hausweberei in der Gegenwart gegeben haben, auf die Aufstellung einer Nebenbeschäftigungstheorie hinaus. Wir haben zu schildern versucht, was wir gesehen: dass sie in den allermeisten Fällen eine *Nebeneinnahmequelle* für bäuerliche Familien ist.

Es ist bekanntlich dieses Moment — die Ermöglichung einer engen Verbindung mit landwirtschaftlicher Tätigkeit — das als die Hauptlichtseite der Hausindustrie seit altersher gelobt wird und deshalb nimmt Sombart in seinem oben erwähnten Aufsatz namentlich diesen Punkt unter die kritische Loupe.

„Über die innere Zusammengehörigkeit von Landwirtschaft und hausindustrieller Tätigkeit“, so schreibt er (S. 137—138), „haben wir bisher fast immer nur das Eine erfahren: dass da, wo eine Hausindustrie sich einbürgert, die Bevölkerung über kurz oder lang dem ländlichen Berufe entfremdet, zu diesem untauglich gemacht wird Wo dagegen umgekehrt die Bevölkerung noch Lust und Liebe zur landwirtschaftlichen Tätigkeit besitzt, da leidet darunter die gewerblichhausindustrielle Tätigkeit.“

Inwieweit diese Sätze allgemeine Richtigkeit haben, darf uns hier nicht näher interessieren, wir haben sie

¹⁾ Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, Bd. IV, S. 102 ff.

²⁾ Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, Bd. IV, S. 113—114.

³⁾ S. 137.

nur zu prüfen in bezug auf schweizerische Verhältnisse und nur für die Seidenstoffweberei.

Und dort haben wir gesehen, dass in ungezählten Fällen die beiden — Hausindustrie und Landwirtschaft — tatsächlich Hand in Hand gehen. Es kann das zu zweierlei Resultat führen:

1. Entweder kann die Bevölkerung nach und nach dem landwirtschaftlichen Berufe entfremdet werden, die Landwirtschaft auf Kosten der Hausindustrie in den Hintergrund gedrängt werden.

2. Oder die gewerblich-hausindustrielle Tätigkeit kann leiden durch die Beschäftigung mit der Landwirtschaft¹⁾.

Ad 1. Es ist ganz klar, dass die erstgenannte Gefahr bei unserer Seiden-Hausweberei gar nicht in Betracht kommen kann. Aus dem einfachen Grunde, weil sie eben zum übergrossen Teil *Frauenarbeit* ist und sich der Bauer nur sehr ausnahmsweise selbst an den Webstuhl setzt. Es liegt nicht etwa in der „innern Natur“ der Seidenweberei, dass sich in der Schweiz keine Familienväter damit abgeben, sondern diese Tatsache findet einzig und allein in den niedrigen Löhnen ihre Erklärung.

Dieser Umstand hat einmal zur Folge, dass die die Weberei schädigenden Momente, wie z. B. Rauheit der Hände u. s. w., in viel geringerem Masse in Betracht kommen, obgleich sie sich auch hier mehr oder weniger fühlbar machen und sich viele Weberinnen im Herbst, wenn die Hausarbeit wieder beginnt, bis zu einem gewissen Grade von neuem einüben müssen. Und zweitens, dass es für unsere Seidenhausweberei *nicht* stimmt, was Sombart für diejenigen Hausindustrien konstatiert, bei denen sich das Verhältnis zwischen Landwirtschaft und Industrie noch erhalten hat: „dass die Landwirtschaft vor der Hausindustrie immer mehr zurückweicht²⁾.“

Eine solche Macht hat die schweizerische Stoffhandweberei nie besessen und besitzt sie auch heute nicht. Das Einzige, was sie in dieser Richtung kann, und, wie wir in unzähligen Fällen konstatiert haben, zum Teil schon getan hat, ist, viele Bauerntöchter und Bauernfrauen der Landwirtschaft abgeneigt zu machen, es dahin zu bringen, dass viele Weberinnen die Feldarbeit im Sommer als ein notwendiges Übel betrachten, das sie gerne mit der Arbeit im Hause vertauschen

¹⁾ Schliesslich könnten auch die beiden Schaden nehmen: ist es doch schon oft konstatiert worden, dass ein Weber-Landwirt sowohl für das eine wie das andere seiner Gewerbe nur ein halbwegs taugliches Element ist. Vergleiche unter anderm *Kärger*, „Die Lage der Hausweber im Weilerthal“. Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars in Strassburg, Heft IV, S. 1903—1904, Strassburg, Tübner.

²⁾ *Sombart a. a. O.*, S. 138.

würden. Nichtsdestoweniger bleibt für die *Familien*, denen diese Weberinnen angehören, die Landwirtschaft Hauptsache, so dass auch vom Standpunkt der letzteren keine Klagen über die Verbindung der beiden Gewerbe laut werden.

Ad 2. Anders vom Standpunkt der Seidenindustrie. Alles was der „Weberbevölkerung“ *sozial* zum Vorteil gereicht — steht sich ja jede Weberin um so besser, je weniger die Einnahmen aus der Weberei für sie und ihre Angehörigen den Ausschlag geben — das schlägt natürlich für die *Industrie* zum Nachteil aus. Denn nur jene Weberinnen kann sie als ihre sichere Domäne betrachten, nur auf jene sich verlassen, die auf die Weberei direkt zum nackten Leben angewiesen sind.

Dass dies nur für einen Teil der Weberinnen der Fall ist, erklärt, neben der Tatsache, dass Zürich so lange nur Massenware fabrizierte, die rasche Ausdehnung über die meisten der deutschsprechenden Kantone, das schwächt aber in neuester Zeit auch immer mehr die Position der Hausweberei gegenüber der mächtig vordringenden Fabrik.

Gerade aber ihre „Verbindung mit der Landwirtschaft“ gibt der schweizerischen Seidenstoff-Hausweberei bis zum heutigen Tage ihr eigenartiges Gepräge. Wir hoffen, dies in unserer allgemeinen Beschreibung schon einigermaßen bewiesen zu haben und möchten es im folgenden noch etwas deutlicher zum Ausdruck bringen. Wir glauben, dies am besten durch die Darstellung dessen tun zu können, was wir bei den einzelnen Individuen gesehen und beobachtet haben.

VI. Kapitel.

Einzelschilderungen zur Kennzeichnung der Lebensweise und Wohlstandsverhältnisse der Seidenweberinnen.

A. Der Kanton Zürich.

1. Das Oberland.

a) Familie E., bestehend aus den Eltern, einem Sohn und einer Tochter. Der landwirtschaftliche Betrieb ist entschieden Hauptsache: der Besitz besteht aus 30 Jucharten Land, wovon 15 Streue und Holz, das übrige Wiesland. Die 10 Stück Grossvieh des Stalles werden zum kleinern Teil als Schlachtvieh, zum grösseren als Milchvieh genutzt. Der Obstbau (Äpfel und Birnen) ist nicht unbedeutend, auch qualitativ nicht, wie man uns zu beurteilen Gelegenheit gab.

Vater und Sohn widmen sich gänzlich dem Betrieb, die beiden Frauen weben gewöhnlich Cachenez. Die Mutter webt nach ihren eigenen Angaben zirka 9—10 Stunden per Tag¹⁾, kommt also selten über Fr. 1 Taglohn, die Tochter bringt es, trotzdem sie — ausgenommen während der Erntearbeiten — im Durchschnitt 12 Stunden am Webstuhl sitzt, nicht höher, weil sie als ungeübte Arbeiterin viel geringere Qualitäten bekommt.

Die Wohnung ist ein „Bauernhaus nordostschweizerischer Bauart“²⁾, d. h. Wohnhaus, Stallung und Scheune sind unter einem Dach gebaut. Das Wohnhaus besteht aus einer Küche, einer grossen und einer kleinen Stube, in denen die beiden Webstühle stehen und die *nicht* zum Schlafen benutzt werden. Die grosse Wohnstube hat den Stempel einer relativen Behäbigkeit, von der unter anderm eine gute Uhr, Bilder aller Art, viel Blumen und auch zwei Zeitungen Zeugnis ablegen. Die Luft im Zimmer ist nicht besonders gut, dank der hermetisch geschlossenen Fenster.

Die beiden Männer der Familie sind gut und kräftig gebaut, die Frauen — namentlich die Tochter — blass und schwächlig, ihr Aussehen spricht von zu wenig Bewegung im Freien: „sie tut halt lieber weben als draussen schaffen.“ Die Ernährung ist verhältnismässig gut, es wird ziemlich viel gepökeltes Fleisch und Wurst gegessen, viel Brot, aber auch in grossen Quantitäten Kartoffeln und Kaffee genossen. Most und saurer Wein sind daneben das Hauptgetränk.

b) Wohnte die eben geschilderte Familie ausser dem Dorf, so wenden wir uns jetzt einer Dorfhandwerkerfamilie zu: der 75jährige Vater ist *Sattler*,

¹⁾ Wir möchten hier noch einmal ausdrücklich bemerken, dass eine Arbeitsstunde in der Hausindustrie bei weitem nicht immer eine wirkliche, volle Arbeitsstunde ist. Es ist dies namentlich bei verheirateten Frauen mit mehreren jüngern Kindern nicht der Fall und dort nicht, wo z. B. — wie so oft — die Pflege des Kleinviehs und des Gartens zu den Aufgaben der Hausfrau-Weberin gehört.

Es ist überhaupt mit den Angaben über die Arbeitszeit eine heikle Sache. Die Weberinnen selbst legen oft einen ganz verschiedenen Massstab an. Die eine gibt nur den Zeitpunkt des Anfangs und des Schlusses der Arbeit an und überlässt es einem dann, durch Berechnung ihrer Arbeitsleistung schätzungsweise herauszufinden, um wieviel wirkliche Arbeitsstunden es sich handelt. Andere wieder geben ziemlich gewissenhaft an, dass sie nur mit Unterbrechung arbeiten, dass sie, wenn sie wirklich intensiv schaffen, „wie in der Fabrik,“ viel mehr zu stande bringen würden.

Es gibt aber auch Frauen, die auf die Hausgeschäfte nie mehr als zirka zwei Stunden täglich verwenden: *wirkliche* Arbeitstage von 12—13 Stunden sind da sehr gut möglich, sind auch noch nicht das Maximum! Am wenigsten fällt da natürlich der Unterschied zwischen nominellem und tatsächlichem Arbeitstag bei den ledigen *Berufsweberinnen* ins Gewicht, wenig auch bei allen denen, die wirklich auf die Weberei zum Leben angewiesen sind.

²⁾ Rentabilitätsberechnungen des Bauernsekretariates, a. a. O., S. 35.

seine beiden Töchter, zirka 50 Jahre alt, weben Cachenez, schon seit mehreren Jahrzehnten. Beide sind gute Weberinnen, bekommen nur gute Qualitäten, übersteigen also den Durchschnittsverdienst einer Cachenezweberin um ein Beträchtliches. Sie berechnen beide zirka Fr. 2 pro Tag, im Jahre ungefähr Fr. 450—500. Die Hausgeschäfte, in denen sie abwechseln, nehmen nicht viel Zeit in Anspruch, so dass für den Webstuhl zirka 12—13 Stunden übrig bleiben. Die beiden Stühle stehen in einem (ausnahmsweise nicht überheizten) grossen, kahlen Zimmer, das nur der Weberei dient. Dieses und die ebenfalls sehr geräumige Wohnstube sind sehr sauber. Ausser der väterlichen Werkstatt hat das Haus noch eine Küche und zwei Schlafzimmer mit guten Betten. Das Haus ist Eigentum; im dazu gehörigen Stalle stehen eine nicht besonders gediehene Kuh und zwei Ziegen: die Milch der beiden letzteren wird ganz im Haushalte verbraucht, die der ersteren zum guten Teil in die Sennerei gebracht. Diese „Landwirtschaft“ ist also nur Nebensache!

Der Vater ist von einer merkwürdigen Rüstigkeit, die Töchter quält nur ein grosser Kropf, der die eine im Sprechen schon sehr beeinträchtigt.

Fleisch spielt in der Ernährung keine grosse Rolle, ebensowenig grüne Gemüse; das beste an ihr ist wohl der Überfluss an Milch. „Mangel“ im Sinne von Hunger wird hier aber sicher nicht gelitten.

c) Im ersten Stock eines kleinen Bauernhauses eine Frau von gut 40 Jahren: sie lebt vom Manne getrennt, bekommt von ihm nur wenig Unterstützung, so dass sie zum grössten Teil auf die Weberei angewiesen ist, die ihr im Durchschnitt Fr. 30—35 im Monat einträgt. Ihre Wohnung besteht aus einer kleinen Stube, wo der Lyoner Stuhl ungefähr den ganzen Raum einnimmt, einem Schlafzimmer und einer kleinen Küche, wofür sie jährlich Fr. 60 Mietzins zu entrichten hat. Religiöse Propaganda nimmt ihr ziemlich viel Zeit: sie webt nach ihrer eigenen Aussage nicht über 9—10 Stunden täglich. An ihrer Nahrung haben Brot, Kartoffeln und Kaffee den grössten Anteil. Die Weberin macht einen traurigen, verlassenem Eindruck, sie hat sich dort oben in ihrer Einsamkeit mit aller Kraft einer religiösen Sekte in die Arme geworfen.

Mit diesen in ländlicher Abgeschlossenheit wohnenden Weberinnen stehen diejenigen des Fabrikarbeitsdorfes Tann in ziemlichem Kontrast:

d) Die erste Familie, welche wir in Tann besucht haben, zählt vier erwachsene, erwerbstätige Personen. Der Vater ist Schlosser in der Maschinenfabrik Rüti, verdient im Akkord zirka Fr. 4—4.50 am Tag, der 16jährige Sohn bringt als Schlosserlehrling in der gleichen Fabrik Fr. 1.20 pro Tag heim. Die Tochter verdient in der Seidenweberei Rüti Fr. 26—28 in

14 Tagen (sie ist Anfängerin) und die Mutter endlich webt zu Hause, was ihr in 4 Wochen zirka Fr. 30 einträgt. Sie besorgt die notwendigen Hausgeschäfte, kann aber am Tage — weil allein — ziemlich ungestört arbeiten und berechnet ihre tägliche Arbeitszeit auf 10, höchstens 11 Stunden. Die Familie bewohnt den ersten Stock einer noch neuen Dreifamilienwohnung, zahlt für Wohnstube, Küche, 3 kleine Schlafzimmer, Holzbehälter und etwas Garten Fr. 250 jährlich, einen im Vergleich zu entlegeneren Gegenden des Bezirkes Hinwil ziemlich hohen Mietspreis. Die aufgewendete Sorge auf die Ausschmückung der Wohnstube deutet auf geregelte, sympathische Familienverhältnisse, die musterhafte Sauberkeit auf die Abwesenheit kleiner Kinder.

Unter allen von uns in Tann besuchten Weberinnen haben wir kein eigentliches „Weberelend“ gefunden, weil unter allen keine alleinstehende oder verwitwete Frau sich befand. Überall bringt die Weberei zum Verdienst des Mannes nur einen Zuschuss, der der grossen Kinderzahl wegen oft absolut nötig, unter günstigen Verhältnissen weniger unentbehrlich ist.

2. Pfäffikon (Zürich) und Umgebung.

a) Nicht weit vom Dorfe Pfäffikon besuchten wir in einem grösseren Bauernhof eine junge Weberin, die Tochter des Bauern. Im ziemlich umfangreichen Betrieb — der Stall enthält zwölf Stück Grossvieh, ausser dem Wiesland gehören einige Hektaren Kartoffelland und eine Branntweinbrennerei dazu — braucht man sie selten. Die übrige Familie (Eltern, ein Sohn und eine zweite Tochter) genügt, im Sommer unter Zuzug von etwas Lohnarbeit. Die Weberin hilft nur während des Heuets, der Kartoffel- und Obsternte ein wenig mit, im übrigen gehört ihre Kraft der industriellen Arbeit. Ihre volle Gestalt, ihr durch und durch gesundes Aussehen, ihre gute Kleidung zeigen auf den ersten Blick, dass wir in ihr keine abgearbeitete, elende Heimarbeiterin zu suchen haben. Ihren eigenen Aussagen gemäss arbeitet sie nur ausnahmsweise länger als 9 bis 10 Stunden: „sie hat ja sonst zu essen und braucht sich nicht zu überarbeiten“. Trotzdem gehört sie zu den besten, zuverlässigsten Weberinnen des Geschäftes, für welches sie arbeitet. Sie webt in einem Stübchen, wo neben dem Webstuhl nur noch das Spulrad steht. Ausserdem enthält aber das neue, zweistöckige Haus eine geräumige Wohnstube und vier Schlafzimmer mit guten Betten. Höchst wahrscheinlich ist der Betrieb verschuldet; wir konnten darüber nichts Sicheres erfahren, schon die neuen Stallungen etc. aber lassen es vermuten. Trotzdem gehört aber die Familie zum gutgestellten, ländlichen Mittelstande, nicht zu den städtischen Proletariern gleichgestellten.

b) Nicht weit von dieser in selten glücklichen Verhältnissen lebenden Weberin wohnt eine Altersgenossin, eine Waisin. Von ihren Eltern ist ihr nicht viel mehr geblieben als ein Teil der Möbel des väterlichen Hauses. Sie wohnt für Fr. 1 die Woche bei einer Stickerfamilie, hat dafür ein kleines Webstübchen, das nur ihrem Lyoner Stuhl und dem Spulrad Platz bietet, eine geräumige Wohnstube (zugleich Küche) und ein kleineres Schlafzimmer, alles von grösster Sauberkeit. Auch hier haben wir wieder eine „Musterweberin“ vor uns, die im Durchschnitt der letzten Jahre auf gut Fr. 600 kam. Sie sieht ebenfalls viel gesünder und besser genährt aus, als dies bei sehr vielen ihrer Kolleginnen der Fall ist: Fleisch isst sie zweimal die Woche, im übrigen geniesst sie Brot, viel Mehlspeisen, Milch, Käse, — natürlich auch wieder die unvermeidlichen grossen Quantitäten Kaffee oder Cichorie.

Zwischen dem Dorfe Hittnau und dem Höhenzug, der nach dem Tösstal hinüberführt, fanden wir in scharfem Kontrast zu obigem:

c) In zwei ärmlichen, verwahrlosten Häuschen nebeneinander je eine nicht mehr ganz junge Weberin. Beide verheiratet, die Männer Tagelöhner, und das bedeutet, dass sie keinen festen Verdienst haben, dass also die Weberei in hohem Masse ins Gewicht fällt. Im Durchschnitt bringen es aber beide Frauen nur auf sechs Ellen im Tag und das heisst, die geringe Schusszahl ihres Kravattenstoffs in Betracht gezogen, dass nicht mehr als neun Stunden (inklusive des Spulens) der industriellen Arbeit gewidmet werden. Beide Familien zählen drei, resp. vier jüngere Kinder; das erklärt diese Tatsache zur Genüge. Fr. 350—400 übersteigt der Jahreslohn nie. Kein Wunder, dass wir einen Blick in sehr ärmliche Verhältnisse werfen: kahle, noch dazu unsaubere Wohnstuben, in welchen der grosse Lyoner Stuhl fast die Hälfte des verfügbaren Raumes wegnimmt, miserable, verdorbene Luft, ausser der Wohnstube nur ein Schlafzimmer, Küche, Boden und ein kleines Gärtchen, sonst weder Land noch Kleinvieh. Die Weberinnen wie ihre Kinder, in gesündester Gegend, in der Nähe des Waldes, blass und eingefallen, als wohnten sie im überfüllten Arbeiterviertel einer Grossstadt.

d) Einen freundlicheren Abschluss des Tages brachte uns der Besuch bei einer Familie, bei welcher wir industriellen und landwirtschaftlichen Erwerb in hohem Grade verquickt fanden. Von der fünfköpfigen Familie — der Vater lebt nicht mehr — leitet ein Sohn den landwirtschaftlichen Betrieb: der Besitz besteht aus zirka 20 Jucharten, meistens Wiesland, mit schönem Äpfel-Überwuchs; im Stalle stehen vier Stück Hauptvieh und zwei Schweine. Der zweite Sohn stickt, was der Familie jährlich zirka Fr. 1200—1500 einträgt.

Die Mutter und zwei Töchter weben, von den letzteren eine ziemlich ungestört, die andere abwechselungsweise mit der Mutter: eine gemeinsame Bareinnahme von gut Fr. 800 ist das Ergebnis. Dass im Sommer die Weberei tatsächlich in den Hintergrund tritt, beweist die Bitte der einen Tochter Anfang Mai des Jahres, das Geschäft möge ihr bis auf weiteres keinen Zettel zukommen lassen, da sie draussen zu tun habe. — Das Ganze macht einen relativ wohlhabenden Eindruck: die Möbel der zwei geräumigen Stuben beschränken sich keineswegs auf das Allernötigste, die Schlafzimmer sind sauber und in gutem Stande, zweimal die Woche kommt Fleisch auf den Tisch, die Bewohner sind gut gekleidet und machen — die Mutter ausgenommen — keinen abgearbeiteten Eindruck. Man scheint die gute Luft, in der man lebt, besser zu würdigen, als dies sehr oft der Fall ist.

3. Horgener- und Wädenswilerberg.

a) In der Nähe der Kirche von Hirzel traten wir in ein kleines, ärmliches Häuschen, dessen kahles Innere dem Äusseren entspricht und das von einem Schuster bewohnt wird, dem von seinen zehn Kindern nur vier übrig geblieben sind und dem auch die Frau, zugleich mit dem jüngsten Kinde, gestorben ist. Das Häuschen ist sein Eigentum, er besitzt ausserdem noch $\frac{1}{2}$ Jucharte Garten und zwei Ziegen. Das Handwerk des Vaters bringt aber so wenig ein, dass die Familie ohne die Weberei (ein Sohn ist ausserdem Arbeiter in einer Dreherei) nicht auskommen würde. In einer grösseren und einer kleineren Stube, die nur das Unentbehrlichste an Möbeln enthalten, zwei blutarme, blasse Mädchen: die Weberinnen. In einer Stickluft, die einem beim Eintreten fast den Atem nimmt, arbeiten die beiden zwischen 12 und 14 Stunden täglich. Die eine kränkelt oft, bringt es dennoch im Durchschnitt auf zirka Fr. 450 jährlich, was nur bei langer Arbeitszeit in gesunden Tagen möglich ist, die andere, sechzehnjährige, ist ein blut- und freudloses Geschöpf. Nur widerstrebend beantworten beide unsere Fragen — und uns schnürte dieses Interieur ohne Sonnenlicht den Hals zu.

b) Fünf Minuten weiter an der Strasse, die einen prächtigen Blick auf den Zugersee eröffnete, ein behäbiges Bauernhaus, dessen eine Hälfte vermietet, während der andere Teil von drei Menschen bewohnt ist: den Eltern mit einer einzigen Tochter. Mit munterer Sicherheit empfing man uns und gab uns Auskunft. Noch nie hatte uns der Kontrast im Dasein der verschiedenen Weberinnen so sehr getroffen. Beide — Mutter und Tochter — weben das ganze Jahr, ausgenommen nur im Heuet. Sie weben viel lieber, helfen

ohne grosse Begeisterung draussen mit. Auf unsere Frage, wie die Tochter, trotz der sitzenden Lebensweise so gesund und kräftig geblieben, die mütterlich stolze Antwort: „O, ich Sorge schon dafür, dass sie nicht zuviel schafft und immer wieder ab und zu unter die Leute kommt. Wir haben ja sonst genug zu essen! Länger als neun Stunden webt sie nur sehr selten und ich selber bringe es höchstens auf acht Stunden!“ Man braucht die Weberei nicht zum Leben — besitzt ein schönes (nur mässig verschuldetes) Haus zu Eigentum, einen Stall mit fünf Kühen, etwas Kleinvieh und zum Vieh das nötige Wiesland mit Obstüberwuchs. Eine zehnköpfige Familie müsste sich durchstümpfern, die Eltern mit der einen Tochter geniessen eine gesicherte, nichts weniger als proletarische Existenz. Und die Weberei ist den Frauen eine angenehme Beschäftigung, die sie der Landwirtschaft vorziehen, so dass der Bauer im Sommer öfters fremde Arbeitskraft dingen muss.

Einen ähnlich scharfen Kontrast fanden wir oberhalb Horgen in zwei fast aneinander stossenden Häusern.

c) An der einen Seite der Strasse ein grosses, dreistöckiges Bauernhaus, mit grossem, teilweise Zier-, zum grösseren Teil Nutzgarten. Eine hochgewachsene, frische Bäuerin mit lachenden Augen, von gut 40 Jahren empfing uns in der geräumigen, mit guten Möbeln, Kokosmatten u. s. w. ausgestatteten und blinkend sauberen Stube. Die Frau „tut nichts lieber als weben“, setzt nur gezwungenerweise so oft im Sommer aus, man kann sie aber draussen nicht entbehren! Der Stall enthält drei Zuchtstiere und fünf Kühe, ausserdem besitzt man zirka 30 Hühner und im Herbst bringt die Obsternte eine Menge Arbeit. Dafür webt sie dann — seit ihre Tochter ihr einen Teil der Haushaltssorgen abgenommen — im Winter um so mehr, so dass sie es im Jahre immer noch auf zirka Fr. 350—400 bringt, und ausser einer guten Bäuerin auch noch eine der besten Weberinnen ihres Geschäfts ist. Neben der Mutter eine ebenso frische, kräftige Tochter, und draussen der gesund aussehende Bauer mit seinem Sohn — eine arbeitsame, glückliche Familie. Anstatt eines Hausweberelends ein ländliches Idyll, das den modernen Städter mit grösster Eifersucht erfüllen könnte.

d. Und direkt gegenüber, im ersten Stock eines neuen, städtischen Hauses, eine fünfköpfige Schreinerfamilie. In der kleinen, dumpfen Wohnstube ist neben dem Lyoner Stuhl und dem grossen Ofen fast kein Platz mehr für einen Tisch und einige Stühle übrig. Der Mutter sowohl, wie den drei jungen Kindern liest man es an den Augen ab, dass ihre Ernährung eine äusserst mangelhafte ist. Für die dreizimmerige Wohnung mit Küche, Boden etc. ist der Mietpreis — Fr. 275 — verhältnismässig hoch. Der Verdienst des Mannes (das gewöhnliche Los eines modernen Dorfhandwerkers)

ist ein unsicherer, die Frau bringt es mit acht Stunden durchschnittlicher Arbeitszeit nie über Fr. 300 Jahreseinkommen.

Beide Frauen, diese und ihre Nachbarin, ungefähr gleichaltrig, sind Seidenweberinnen, und doch, wie grundverschieden ist ihr Dasein! Bei der einen gesicherte, glückliche Verhältnisse, bei der andern freudenarmes Proletarierelend!

Unsere Notizen durchblättern, finden wir gerade für die Gegend ob Wädenswil und Horgen noch mehrere ähnlich grosse Kontraste von Licht und Schatten. Wir glauben aber, die vier als Beispiele angeführten „Weberfamilien“ genügen, um zu zeigen, wie sehr jede gemeinsame Basis bei den Seidenweberinnen fehlt

4. Das Knonauer Amt.

Im stillen Äugstertälchen, das sich direkt hinter der Albiskette erstreckt, ist die mechanische Seidenweberei schon eingezogen: die Fabrik in Hausen a. A. und in Äugstertal ziehen die jungen Kräfte an sich und so finden wir als Hausweberinnen fast nur noch entweder verhältnismässig Bessergestellte oder verheiratete Frauen. Greifen wir ein paar Beispiele heraus:

a) In der fast ganz aus Kleinbauern bestehenden Gemeinde Stallikon (die Viehzuchtgenossenschaft zählt 15 Besitzer mit zusammen 75 Stück Rindvieh), betreten wir zuerst ein freundliches Bauernhaus mit angebautem Stall und Scheune. Die Familie zählt ausser dem Elternpaar nur eine Tochter, die mit der Mutter — beide sind etwas kränklich — am Webstuhl abwechselt. Der Vater besorgt die landwirtschaftlichen Arbeiten zum grössten Teil allein, ein wenig hilft ihm die Frau, im Sommer wird auch die Tochter zugezogen. Drei Stück Grossvieh und eine Ziege (deren Milch nur zum Hausverbrauch dient) im Stall, Wiesland dazu, welches beinahe für das Vieh ausreicht — es wird jährlich noch für Fr. 100 Kraftfutter zugekauft —, ziemlich viel Obst und etwas Holz, das reichliche Heizung erlaubt und noch zu einem Teil zum Verkauf gelangt; noch dazu Garten mit Kartoffeln und Gemüse, genügen für die Familie. — Wir haben also einen Kleinbetrieb vor uns, der des einen Mannes ungeteilte Arbeitskraft voll und ganz erfordert und ohne der Frauen Mithilfe im Sommer nicht auskäme, der auch im Stande sein sollte, die kleine Familie zu ernähren. „Wir brauchen aber die Einnahmen aus der Seidenweberei (dieselben belaufen sich durchschnittlich auf Fr. 450—500) entschieden“, sagte uns aber der Bauer; „nur wenn wir durch den Auskauf der Geschwister nicht verschuldet wären, ginge es am Ende ohne sie“. Und die Familie, die im Jahre zirka Fr. 200 an Schuldzinsen abzutragen

hat, ist nicht etwa *überschuldet*, sie gehört immerhin zu den verhältnismässig sichergestellten. Sie lebt auch relativ gut, nicht nur von Kaffee und Kartoffeln —, stand doch zum „z'Nüni“ Rotwein mit Brot und Äpfeln auf dem Tisch, während zum Mittagessen in der grossen, sauberen Küche Rindfleisch gekocht wurde mit Nudeln und Äpfelmus. Und die gut gelüftete Wohnstube hat anständige Möbel, Bilder und Blumen, die Schlafzimmer der Eltern und der Tochter haben saubere Betten.

Von einem proletarischen Leben, von Hausweberelend ist also hier gar nicht die Rede, — die Seidenweberei ist hier eine sehr willkommene Nebeneinnahmequelle, aber nicht mehr!

b) Eine halbe Stunde stiegen wir an den Abhängen der Albiskette hinauf zur nächsten Weberin, einer Bauernfrau von mittleren Jahren. Das grosse Bauernhaus, zu unserer Verwunderung ganz von Stein, macht einen viel stattlicheren Eindruck, als das leichtere Holzhaus, das wir eben verlassen. Im Stall stehen auch statt 3, 8 Stück Hauptvieh, 2 Ziegen und 2 Schweine, dazu besitzt die Familie ausreichendes Wiesland und viel Holz, aber weniger Obst. Es ist also ein beträchtlich grösserer Bauernbetrieb, als der eben beschriebene. Dennoch fanden wir Armut statt der relativen Behäbigkeit, weil eine grosse Familie bestehend aus den Eltern und elf Kindern zwischen 3 und 18 Jahren zu ernähren ist. So macht die grosse, nicht unordentliche Stube einen kahlen und dürftigen Eindruck, — dennoch wird sie auch hier *nur* zum Wohnen, nicht zum Kochen und auch nicht zum Schlafen benutzt. Die älteste Tochter macht die Hausgeschäfte zum grösseren Teil und spult der Mutter; wenn sie in einigen Monaten einen eigenen Hausstand gegründet haben wird, kommt dafür die zweite Tochter aus der Seidenfabrik zu Obfelden, um der Mutter zu Hause beizustehen. Die andern Kinder, ausser den drei jüngsten, gehen noch in die Schule. So kann die Mutter manche Stunde am Webstuhl tätig sein, nach ihrer eigenen Berechnung 9—10 Stunden, im Sommer weniger. Mit der Tatsache, dass sie von ihrem Halbseidenstoff zirka 10 Ellen im Tage fertig bringt, stimmt diese Angabe ziemlich überein. — Die Frau macht einen müden, abgearbeiteten Eindruck, die Kinder dagegen sehen frisch und munter aus. Die Lebenshaltung steht um ein gut Stück tiefer, als bei der Familie unten im Tal; Kartoffeln, Brot und Kaffee spielen schon eine grössere Rolle, frisches Fleisch kommt fast nie, Wurst etc. etwas häufiger auf den Tisch. — Von einem Wohnungselend ist aber auch hier nicht die Spur; mit den Eltern schlafen die zwei jüngsten Kinder, die übrigen sind über drei geräumige Stuben im ersten Stock verteilt.

Auch in der Umgebung von Affoltern konnten wir uns zur Genüge davon überzeugen, in *wie* verschiedenen Verhältnissen die zürcherischen Seidenweberinnen leben.

c) Unvergesslich wird uns eine Bauernfamilie bleiben, die wir in Bonstetten besuchten, — ein patriarchalisches Ganzes, wie man es in unserer Zeit gar nicht mehr zu finden erwartet. Im grossen Familienhaus bildet der alte Grossvater „die Krone des Ganzen“, mit ihm im gleichen Hause wohnen sein Sohn, der zirka 50jährige Bauer und zwei Enkel. Zwei Enkelinnen haben eignen Haushalt gegründet und sind ausgezogen, beide aber, zwei blühende junge Frauen, kommen jeden Tag in die väterliche Wohnung zum Weben, weil dort die Stube am grössten. Die eine webt den Vor-, die andere den Nachmittag, oder sie „wechseln gerade ab, wie es passt“, und, weil also keine sich überanstrengt und jede mit frischen Kräften an die Arbeit geht, bringen sie es auf das von uns gefundene Maximum, auf *Fr. 780* im Durchschnitt der letzten drei Jahre. Diesen Verdienst aber geben sie fast ganz dem Grossvater, denn: „sie selber haben es gut und mehr als genug zu essen“. So fliesst das Geld zum grössten Teil in den väterlichen Haushalt zurück, an dem die fleissigen Arbeiterinnen keinen Anteil mehr haben . . . Ist es ein Wunder, dass uns diese Familie imponierte, dass uns die ganz freiwillige Arbeitsamkeit zweier junger Frauen, — einem alten Manne zu liebe, Respekt einflösste?

d) Im gleichen Dorf eine gleichnamige Familie: eine unsinnig heisse Stube, schlechte Luft. Im Bette, das ausserdem einen zweiten Schlafplatz enthält, die kranke Mutter, neben ihr, ebenfalls krank, das zwei-jährige Kind eines verheirateten Sohnes, dessen Frau das Kind nicht pflegen kann, weil sie den ganzen Tag weben muss. Für die beiden Lyoner Stühle ist also kaum noch Platz übrig. Zwei Töchter weben, „können nicht mehr als 10—11 Stunden arbeiten (!), weil sie zu schwach sind¹⁾“. Eine dritte Tochter führt den Haushalt, alle drei machen einen blutlosen, hohlen Eindruck, sie arbeiten in einer überfüllten Stube, haben wenig Bewegung im Freien, schlechte Ernährung — Kaffee, Brot, Kartoffeln in ewigem Einerlei und sonst nicht viel —, stammen aus schwächerer Familie — wie sollte es da anders sein?

5. Das Rafzerfeld.

a) Einer unserer ersten Besuche im hart an der badischen Grenze gelegenen geschlossenen Dorfe Waster-

¹⁾ Die Lohnbücher zeigen übrigens mit grosser Deutlichkeit, dass wenigstens hier nicht von einer vollen Ausnutzung der Arbeitszeit die Rede sein kann.

kingen galt einer sympathischen Bauernfamilie. Die nicht mehr junge Frau ist Seidenweberin, d. h. sie webt im Winter zirka 9—10 Stunden, von Juni bis September gar nicht, im Oktober wenig, so dass ihr Jahresverdienst wohl kaum *Fr. 200—250* übersteigen wird. Diese Summe bildet die einzige Nebeneinnahme der Familie, die aus den Eltern, 2 Töchtern und der über 80jährigen Grossmutter besteht. Das geräumige zweistöckige Steinhaus, das Stube, Küche mit Zubehör und vier Schlafkammern enthält, ist Eigentum der Familie; zu ihm gehören ein kleiner Gemüsegarten um das Haus herum, 3 Jucharten Getreide-, 5 Jucharten Wiesland und 5 Jucharten Reben, — alles ausserhalb des Dorfes gelegen. Im Stalle stehen 2 Kühe und 2 Schweine. Gemüse für die Familie liefert der Garten, Brot wird das ganze Jahr im Hause gebacken und dazu nur noch wenig Mehl zugekauft — „fast alles was wir brauchen, haben wir selbst“, sagte der Bauer und bezeichnete damit gleichzeitig den Unterschied zwischen den nördlichen Bezirken des Kantons Zürich und seinen übrigen Teilen.

Wir nahmen noch von mehreren Weberinnen des Rafzer Feldes ähnliche günstige Eindrücke mit, die Kehrseite der Medaille blieb uns aber auch nicht erspart.

b) Den grössten Kontrast mit dem eben beschriebenen anziehenden Interieur bildeten wohl die Verhältnisse einer ledigen, zirka 30jährigen Weberin, die wir am Abend des gleichen Tages besuchten. „Ärmliches, auffälliges Haus mit schlechter Treppe, stockfinstere Flur (zu gleicher Zeit Küche), unordentliche Stube, eine verpestete Luft, die uns an der Tür einen Augenblick zurückprallen liess, die Weberin geradezu schmutzig, blass und hohl; ein grosser Kropf macht ihr das Sprechen fast unmöglich“, verzeichnet unser Notizbuch hier. Der Verdienst aus der Weberci bildet so ziemlich die einzige Bareinnahme von Mutter und Tochter, und dieselbe übersteigt die *Fr. 300* nicht, denn unsere Weberin gehört zu den schlechtesten und unzuverlässigsten des Geschäftes, für welches sie arbeitet. — Sie wird bald heiraten, und dann wird sie das Weben „aufstecken“. Wir sehen noch die traurig vernachlässigte, schmutzige Stube, in der sie zu Hause arbeitete, und ihr kränkliches Aussehen deutlich vor uns, die Zukunft wird wohl nur Kummer und Elend für sie bereit haben.

Traurigere und hoffnungslosere Verhältnisse trafen wir auf dem ganzen Rafzerfelde nicht, dafür aber auch hier alle Variationen zwischen proletarischen Lebensverhältnissen und ländlicher, relativer Behäbigkeit.

B. Die übrigen Kantone.

1. St. Gallen.

a) In einem kleinen, fast auf der Grenze zwischen St. Gallen und Zürich gelegenen „Bureheimeli“ mit prächtiger Aussicht trafen wir eine wohltuende Sauberkeit und eine trotz der ärmlichen Einfachheit fast geschmackvolle Einrichtung, die jeden mit Sympathie für die Bewohner erfüllen musste. Am sonnigen Wintertag war ein Fenster ganz geöffnet, und die Folge war vollständig reine Luft, eine ziemlich seltene Erscheinung bei den Seidenweberinnen!

Der Weberei widmet sich hier die nicht mehr junge Tochter des Hauses, die wohl in die Fabrik hätte gehen können, wäre bei ihr die Neigung dazu vorhanden gewesen. Denn eine Tante führt seit dem Tode der Mutter den Haushalt, und der kleine, aus etwas Garten, Wies- und Rebland bestehende Betrieb vermag nicht einmal des Vaters Arbeitskraft gänzlich auszufüllen; geht er ausserdem doch noch auf Lohnarbeit in anderer Leute Reben. So widmet sich die Tochter ausschliesslich der Weberei, in gewöhnlichen Zeiten 12—13, wenn pressante Arbeit da ist, aber auch 15 Stunden. Ihr Lohn kommt trotzdem nicht höher, als Fr. 40—50 im Monat; auf ihrem Handstuhl mit Handschützen webt sie nur noch dünnen und mittleren, schlecht lohnenden glatten Taffetas.

Ein konservativer Geist beherrscht die fromme Familie, es zieht die Tochter nicht ins Tal und in die Fabrik. Obwohl auch sie sich über das Sinken der Löhne für ihre Ware beklagt, zieht sie den Hauswerb vor und den ruhigen Frieden ihres Häuschens am Hügelabhang.

b) Unten in der gleichen Gemeinde, fast unmittelbar am Obersee, besuchten wir nachher eine Familie, die absolut genommen viel besser gestellt war, als die obige. Trotzdem ein grosser Kontrast zu gunsten der ersten! Der Ertrag der 13 Jucharten Land mit den 5 Kühen und 1 Rind im Stall hat eine neunköpfige Familie, die Eltern und 7 Kinder zwischen 15 und $\frac{1}{2}$ Jahr zu ernähren. Die Weberei ist also ein absolut notwendiger Nebenverdienst, und so widmet sich ihr die Hausfrau, seit die älteste Tochter die Schule verlassen, in ziemlich intensiver Weise, kann es aber trotzdem nicht über 10 Stunden im Tag und zirka Fr. 30 im Monat bringen. Schon kocht das älteste Mädchen, ein blasses Ding mit müdem, frühreifem Gesichtsausdruck, für die Familie — über Kartoffeln, Brot und Kaffee oder Mehlsuppe kommt man selten hinaus — und nimmt der Mutter einen Teil der Sorgen für das kleinste ab. Zwar wären die Kinder noch schlimmer daran, wenn die Mutter jeden Tag in die Fabrik ginge, es ist aber auch so schon schlimm genug!

c) Unser nächster Besuch galt einem grössern Bauernhof mit 12 Stück Vieh im Stall. Nach dem Tode der Eltern sind die Kinder — zwei Söhne und zwei Töchter — beisammen geblieben, um gemeinsam den Betrieb weiter zu führen. Ein Sohn hat nebenbei eine Seilerei, der andere widmet sich ganz der Landwirtschaft, seine Frau führt den gemeinsamen Haushalt unter Mithilfe der beiden Schwestern, die ausserdem noch etwas Cachenez oder Taffet weben. Aber auch nur „etwas“, denn sie brauchen die Weberei nicht zum Leben, sie weben einmal mehr, einmal weniger, „gerade wie es passt“, wie es die eine Weberin bezeichnete. Fr. 17—20 notiert das eine Lohnbuch mehrmals für 7—8 Wochen! „Es sind die langweiligsten Weberinnen, die ich habe“, sagte uns der Anruster. Dafür steht sich aber die aus geraden, grossen und gesunden Menschen bestehende Familie sozial besser, als es der Fall gewesen wäre, hätten die beiden Mädchen für ihr nacktes Leben 14—15 Stunden am Webstuhl sitzen müssen!

d) Auf einer Wanderung von Kaltbrunn im Gaster nach dem Toggenburg hinüber hatten wir Gelegenheit, die im Verschwinden begriffene Baumwoll-Hausweberei mit der Seidenstoffweberei zu vergleichen und zu sehen, dass letztere, alle andern Umstände gleichgesetzt, nie so ungünstig beurteilt zu werden verdient wie erstere.

Das ziemlich baufällige Häuschen oberhalb Wattwil, das uns die Möglichkeit bot, diesen Vergleich anzustellen, ist wohl eine der allerärmsten der von uns besuchten Wohnungen. Unsere Seidenweberin, die einzige Tochter des alten Ehepaares, ist eine blasse, kränkliche „alte Jungfer“, nicht im stande, Besseres als die allergeringsten Artikel zu weben. Sie bringt es bei den vielen, ihr durch Krankheit aufgenötigten Arbeitspausen im Jahre auf nur zirka Fr. 200. Und dennoch ist sie besser daran als ihre Mutter, das zweite erwerbstätige Glied der Familie, deren natürlicher „Ernährer und Erhalter“, der Vater, nicht viel mehr vermag, als seiner Frau und Tochter Handlangerdienste zu leisten. Er war früher Baumwollweber, heute aber steht im Keller nur mehr ein einziger Baumwollwebstuhl, derjenige seiner Frau. Und einen wie unsäglich düstern, traurigen Eindruck machte dieser Webkeller, nur spärlich beleuchtet durch kleine Fenster! Auf der rohen Erde stand der Stuhl, der viel grösser und schwerer als der Seidenhandstuhl ist und also entsprechend grössern Kraftaufwand beansprucht. Auf dem Boden, auf den Treten und Pfosten des Stuhls liegen grosse Haufen Baumwoll- und Wollenstaubes, der bei jedem Tritt durch den ganzen Keller gewirbelt wird. Die über 60jährige Weberin hat den ganzen Winter reine Baumwolle gewoben und nie mehr verdienen können als 70 Rp. im Tag; momentan, mit einem Halb-

wollenstoff, bringt sie es in 12 bis 13 Stunden auf Fr. 1. — Eine Organisation, wie die Seiden-Hausweberei, kennt die Baumwoll-Handweberei nicht; Kontrolle gibt es nicht, die fertigen Stücke werden ins Geschäft gebracht, neue Arbeiten geholt. Es gibt im Toggenburg noch eine ziemlich grosse Anzahl Haus-Buntweberinnen, und die meisten kommen auf keinen höhern Verdienst als die von uns besuchte Frau, so berichtete man uns. Erstaunen erregen kann das nicht: handelt es sich doch ausschliesslich um ältere und ganz alte Frauen, hat der Zuzug jüngerer Arbeitskräfte doch schon längst aufgehört!

Das Seidenweben geht wenigstens immer in der heizbaren und trockenen Wohnstube vor sich, erzeugt auch nicht den für die Weberin so schädlichen Staub. — Das Los der Tochter, die, sowohl was die Quantität wie die Qualität ihrer Leistungen anbetrifft, den Durchschnitt nicht erreicht, ist also immerhin noch besser als das der Mutter!

Die Familie besass früher das Haus mit etwas Vieh und dazu gehörigem Land zu Eigentum, nach und nach ist sie, hauptsächlich durch Krankheit, heruntergekommen und hat eines nach dem andern verkaufen müssen, so dass sie sogar auch die Wohnung (zwei Stuben, Küche, Keller und zwei Schlafkammern) in Miete hat für Fr. 1 die Woche! Das Innere ist durch und durch vernachlässigt, Bank und Stühle schmutzig und klebrig — es nimmt einen bloss noch wunder, wie der helle Taffet von der Weberin ordentlich abgeliefert werden soll! Auf dem Tisch das frugale Mittagmahl: eine Brühe, Kaffee genannt, Milch, Brot und in Fett gebratene Kartoffeln! Grosse Abwechslung kennt der Speisezettel hier gewiss nicht.

e) Hätte jemand die blasse, mangelhaft entwickelte Tochter der Baumwollweberin und die frische, muntere Bauerntochter, die wir nachher besuchten, nebeneinander gesehen, er hätte sie sicherlich nicht für Kolleginnen gehalten, als zu einer Gruppe von Arbeiterinnen gehörig betrachtet.

Als wir eintraten — um 3 Uhr — stand auf dem Tisch der grossen, gut gelüfteten Wohnstube Kaffee, Milch, Käse und Brot bereit. Die sehr sauber gekleidete, zirka 25jährige Weberin verfügte über ein kleineres Zimmer für sich allein, versicherte uns lächelnd, dass sie nur ausnahmsweise länger als 10 Stunden arbeite und im Sommer oft bedeutend weniger. Zwar genügen die Eltern und der Bruder in normalen Zeiten für die Arbeiten auf dem Felde und im Stall (der 15 Kühe und 4 Stück Jungvieh beherbergt), in den arbeitsstrengen Perioden aber hilft auch sie draussen mit. So ist gerade jetzt — Anfang April — die Weberei in den Hintergrund gedrängt worden, der Düngung des Feldes zuliebe. Und während des Heuets wird sie

wohl überhaupt keinen Zettel annehmen können. Bei der vorigen Weberin gibt es keine andern Einnahmen als diejenigen aus Seiden- und Baumwollweberei; hier dagegen heisst es munter: „Wir haben ja so wie so genug zu essen, es macht also nichts aus, wenn ich eine Zeitlang nicht webe!“

2. Der Kanton Schwyz.

Das Wäggitäl gehört, wie wir in unserm vorigen Kapitel schon betont haben, zu den ärmsten Teilen des Kantons Schwyz, also, was die Seidenweberei anbelangt, auch zu den ärmsten Gegenden, die zu der von uns schon oft genannten Ferggerei Rütli gehören. Uns war dies bekannt, bevor wir im vergangenen Winter von Siebnen aus das Tal durchwanderten. Wir waren also von vornherein darauf gefasst, hier keine grössern und wohlhabenden Bauern zu treffen, wie etwa um Schönenberg und Horgen. Dennoch fanden wir auch hier bei unsern Weberinnen der Gegensätze in der Lebenshaltung genug. So besuchten wir:

a) Im ersten Stock eines grössern Bauernhauses eine junge Frau, die es früher im elterlichen Hause mit Weben auf zirka Fr. 400 im Jahre gebracht hat und die jetzt nicht mehr als Fr. 300 bis Fr. 325 verdient. Auf dieser Einnahme ruht in dem bis zurzeit kinderlosen Haushalt das Schwergewicht; denn der Verdienst des Mannes, eines landwirtschaftlichen Tagelöhners, ist im Wäggitäl nichts weniger als glänzend: Wenn er Arbeit hat — und während mindestens eines halben Jahres ist das Gegenteil der Fall — bekommt er Fr. 2. 50 und die Mahlzeiten. Nun ist das Leben im armen Tälchen dafür auch billig genug; das Ehepaar bewohnt in Miete drei Zimmer und eine Küche für Fr. 50 im Jahre, wofür es auch noch die Heizung — mit Holz braucht nicht gespart zu werden — umsonst bekommt. Dass die Nahrung aber trotzdem nur eine äusserst mangelhafte sein kann, braucht kaum extra gesagt zu werden. Milch wird ihnen billig abgegeben, im übrigen sind jedoch Brot, Kartoffeln und „Kaffee“ Hauptsache.

b) Viel sorgenfreier ist das Leben einer Bauerntochter, die wir zwischen Vorder- und Innerthal besuchten. Die geräumige Stube vereinigt die fünfköpfige Familie nur zu den Mahlzeiten und abends; der Tochter, unserer Weberin, ist ein kleineres, gut gelüftetes Zimmerchen eingeräumt worden, in dem auch ihr Bett steht. Die Landwirtschaft ist hier wieder entschieden Hauptberuf; besitzt die Familie doch 13 Jucharten Wiesland, etwas Weide und Wald und im Stalle 7 Kühe, 4 Ziegen und 1 Schwein. Geissmilch wird im Haushalt reichlich genossen, auch Fleisch kommt ab und zu auf den Tisch. Wie sehr die Weberei für die Familie Nebensache ist,

geht daraus hervor, dass sie von Mai bis September fast ganz ausfällt, so dass der Jahresverdienst der Tochter, die zu den guten Weberinnen gehört, Fr. 200 bis Fr. 250 niemals übersteigt.

Beide hier angeführte Beispiele sind für das Wäggitäl durchaus typisch, und andere Variationen trafen wir gar nicht an: Dürftigkeit, wo der Mann ohne festen Verdienst, mässigen Wohlstand bei einigen Bauern. Es ist aber dabei nicht zu vergessen, dass die Wäggitäler zu den sehr wenig Bevorzugten gehören, dass die Billigkeit der Lebenshaltung einzig und allein die Folge von der Geringwertigkeit des Bodens ist und dessen, was er trägt. Es kennt aber auch nur sehr wenig Armut in unserm modernen Sinne, nur sehr wenige proletarische Existenzen.

4. Nidwalden.

Eine grössere Gleichmässigkeit in der Lebenshaltung fanden wir bei den von uns im Dörfchen Emmetten besuchten Weberinnen. Auch hier trafen wir gar keine proletarischen Existenzen; überall war etwas Land, Wiese oder Weide und etwas Holz der Rückhalt der Familie; fast in allen Fällen — es war dies in Emmetten tatsächlich eine auffallende Erscheinung — war die Weberin eine ältere, ledige Frau, die sich mit dem Ertrag ihrer Arbeit das Recht erkaufte, im väterlichen Hause, auch nach dem Tode der Eltern, zu bleiben. In fast allen Fällen ist auch der Stuhl nur im Winter im Betrieb, während der ganze Sommer der Landwirtschaft gehört.

Die meisten Weberinnen dort oben sind grosse, derbe, grobknöchige Frauen, deren graue Gesichtsfarbe uns mit der herrlichen Luft, in der sie leben, im Widerspruch zu stehen schien. Schlechte Nahrung und — wie uns gesagt wurde — ein sogar bei vielen Frauen ziemlich reger Schnapsgenuss mögen dies wohl zum grössten Teil verschulden. Ausser diesen bäuerlichen Weberinnen aber haben wir doch noch andere kennen gelernt, die in etwas verschiedenen Verhältnissen leben.

a) Eine Schustersfrau, die sicher mehr zu den Haushaltungskosten beiträgt als ihr Mann mit seinen Flickarbeiten, und die auch schon bei der Verheiratung der besitzende Teil war, da das geräumige und ordentliche Häuschen mitsamt dem Garten ihr gehörte. Länger als zirka 9 Stunden könne sie nicht arbeiten, sagte uns die Weberin selber; denn die übrige Zeit gehöre der Haushaltung und dem Kinde. Die Lebenshaltung ist wohl so die landläufige von Emmetten, das ausser Milch und Käse fast keine menschlichen Nahrungsmittel produziert. Obst fehlt dort beinahe gänzlich.

b) Die Frau eines Fuhrmannes von Seelisberg auf Beckenried, der, als Besitzer eines guten Fuhrwerkes und zweier Pferde, über seine Einnahmen „sich nicht zu beklagen habe“, wie er uns zu wiederholten Malen versicherte.

Und was wir in seinem ganz idyllisch gelegenen Häuschen wahrnahmen, war nicht im Widerspruch mit dieser Versicherung. So fallen in der grossen Wohnstube sofort die guten Möbel auf, unter denen sich ein grosses Ledersofa befindet, die vielen Blumen und Bilder und die hübsch geschnitzten Türen. Und auf dem Tisch ein Mittagessen, das, bestehend aus Suppe, Makkaroni und gedörrten Zwetschgen mit Sauce, gewiss rationell genannt zu werden verdient, das sich sehr vorteilhaft unterscheidet vom ewigen Einerlei der Kartoffeln mit Brot und Kaffee.

Auch die Mitteilungen der Weberin, die wir hier wörtlich wiedergeben wollen, stimmen zum übrigen. „Wenn ich ordentlich dabei sein kann, brauche ich eine Stunde zu einer Elle, mehr als sechs bis sieben Ellen webe ich aber niemals im Tag. Ich habe auch sonst noch genug zu tun, und was mein Mann verdient, reicht ja aus für uns drei (es ist nur eine 15jährige Tochter da). Im Sommer webe ich gewöhnlich noch weniger, weil wir dann immer zwei Zimmer im ersten Stock vermietet haben, und ich dadurch schon sowieso mehr Arbeit habe.“

Schon wieder einmal also: Die Seidenindustrie Nebenverdienst, und ein solcher, den die Familie nicht einmal absolut braucht!

Auf dem Rückwege von Emmetten nach Beckenried trat unser Begleiter noch mit uns bei zwei Schwesternpaaren ein, die zu einem grossen Teil auf die Einnahmen aus der Weberei angewiesen sind:

a) Das eine der zwei oberhalb des Sees gelegenen Häuschen brachte uns eine Überraschung durch die glänzende Sauberkeit des ganzen Interieurs, die ja schon den Gedanken an *Mangel* ausschloss. Das Häuschen, dessen erster Stock ganz gut hätte vermietet werden können, ist das Eigentum der zwei Weberinnen, Waisen im Alter von zirka 35 bis 40 Jahren. Ihre einzige Bar-einnahme fliessen aus der Weberei, und sogar noch eine kleine Hypothek muss daraus verzinst werden. Den Haushalt besorgen die Schwestern abwechselungsweise; im übrigen weben sie im Durchschnitt 12 Stunden im Tag und verdienen mit ihrem glatten Taffet, wenn sie 12 Stunden wirklich ausnutzen, als gute Weberinnen zirka Fr. 1. 80 bis Fr. 2 im Tag. Das macht also vielleicht Fr. 500 Jahresverdienst, gleich Fr. 1000 Jahreseinnahme für zwei erwachsene Frauen, wenn keine Krankheit oder längere Arbeitsstockung störend dazwischentritt. Eine ziemliche Bedürfnislosigkeit neben grosser Sparsamkeit und peinlichem Ordnungssinn ist also Voraussetzung. Die Schwestern in ihrer stillen Zufriedenheit und ruhigen Selbständigkeit machen einen nichts weniger als proletarischen, elenden Eindruck.

b) Weniger günstig liegen die Verhältnisse bei dem andern, jüngern Schwesternpaar. Die Wohnungs-

verhältnisse sind ungefähr gleich günstig, die Sauberkeit ist nicht viel weniger gross. Zwar besitzen die beiden Weberinnen noch einen Vater, dieser kann aber mit seinem Maurerberuf nur sich selbst erhalten, muss sogar noch ab und zu — in den unvermeidlichen Zeiten der Arbeitslosigkeit — seine Töchter in Anspruch nehmen. Von diesen webt die eine, ein schwächliches, buckliges Mädchen, das ganze Jahr hindurch und kommt mit ihren dünnen „Taffetli“ kaum je über Fr. 300, allerhöchstens auf Fr. 350 Jahreslohn. Die andere, kräftiger, flinker, verdient im Winter mit schwerern Nouveautés viel mehr als die Schwester, geht aber regelmässig von Juli bis Oktober ins Hotel.

Das Häuschen ist reinlich und gut möbliert, namentlich die Betten sehen mit ihrem schneeweissen Überwurf sehr sauber aus.

Von der Nahrung gilt, was wir schon so oft gesagt haben, sie erhebt sich nicht über die durchschnittliche.

c) Und nun zum Schluss noch eine wohlhabende Familie in der nächsten Umgebung von Buochs. Sie bewohnt die beiden obersten Etagen eines grossen, dreistöckigen Hauses am Fusse des Bürgerstocks; der unterste Stock ist vermietet. Den früheren, grösseren Besitzstand in Vieh hat man, seit der Vater nicht mehr arbeitsfähig ist und zwei Söhne auszogen, auf 3 Kühe reduziert und dazu nur einige Jucharten Alpweide behalten. Der Buochser Bürgernutzen fällt hier dem Vater und zwei Kindern zu, und man berechnet ihn insgesamt auf zirka Fr. 400 bar. Die grosse Wohnstube macht mit ihren polierten Möbeln — ein schöner Schrank befindet sich darunter — und seinem einladenden Vespertisch: Kaffee, Brot, Milch, Zucker und Käse stehen auf einer weissen Decke bereit, einen so solid bürgerlichen Eindruck, dass man sich kaum im Hause „elender Heimarbeiterinnen“ glaubt. Die beiden Weberinnen im Nebenzimmer „brauchen sich nicht zu überarbeiten; später als 7 Uhr abends wird nicht Schluss gemacht“, wie die Mutter uns mitteilte und die Töchter bestätigten. Sie weben das ganze Jahr hindurch, jedoch nie länger als 9—10 Stunden, weil sie eben nicht „auf die Weberei zum Essen und Schlafen angewiesen sind“, so bemerkte die ältere der beiden Schwestern selbst.

5. Das Entlebuch.

Unter den Viehzüchtern, Käsern und Alpwirten des luzernischen Entlebuch spielen die Mittel- und Grossbauern (nach Schweizer Massstab) bekanntlich eine grosse Rolle.

Von den schönen Bauernhöfen aber, welche die Höhen um Schüpfheim und Escholzmatt und die ganze freundliche Landschaft des Tales zieren, haben wir nicht einen einzigen betreten. Das, was im Entlebuch

noch als bescheidener Rest von der Hausweberei übrig ist, findet sich fast ausschliesslich in den Wohnungen der Handwerker oder solcher Bauern, deren Gut zur Erhaltung der Familie nicht ganz ausreicht. Nur einen einzigen Fall fanden wir, wo die Seidenweberei nicht neben der Landwirtschaft einherging.

a) Wenn eine Weberin regelmässig von Ende März bis Anfang Oktober keinen Zettel annimmt, so kann man wohl nicht anders, als die Weberei eine Nebenbeschäftigung für sie nennen, und für die Familie eine kleine Nebeneinnahme, die ja schon seit mehreren Jahren die Fr. 100 nicht überschreitet. Für den kleinen Betrieb (im Stalle stehen drei Kühe), der nur die Eltern und diese eine Tochter zu ernähren hat und eine grössere Familie auch kaum erhalten könnte, reichen im Winter die Kräfte des Vaters vollständig aus, im Frühling und Sommer dagegen muss ihm die Tochter helfen. Die Weberei tritt dann zurück. So schlägt sich die Familie durch. Die Mutter kränkelt, und der grossen, aber augenscheinlich nicht gesunden Tochter liegt obendrein noch der Mutter Pflege und die Sorge für den Haushalt ob. Seit vielen Wochen hat sie dadurch nicht länger als höchstens 6—7 Stunden täglich weben können. Die aus zwei Stuben, einer Küche etc. bestehende Wohnung ist ärmlich, die Einrichtung sehr dürftig, aber sauber und ordentlich. Im Gärtchen werden ausser etwas Kraut und Salat nur Kartoffeln angepflanzt, die mit Kaffee und Brot die Hauptnahrung der drei bilden.

Ganz ähnlich standen die Verhältnisse bei drei Schüpfheimer Hausweberinnen, die wir am gleichen Vormittage besuchten. Erfreulicheres sahen wir in Escholzmatt.

b) Drei Weberinnen sind Angehörige einer besser situierten Bauernfamilie, die im Besitze eines grösseren Bauerngutes, eine Stunde vom Dorf gelegen, ist. Im Stalle stehen noch 10 Stück Hauptvieh (4 Stück hat man schon früher verkauft); das dazu gehörige Wiesland reicht annähernd für das Vieh aus¹⁾. Die Familie besteht nur aus dem Elternpaar und den drei Töchtern. Und diese Töchter weben alle, obgleich nicht alle im gleichen Masse und nur insoweit man sie draussen entbehren kann. Die eine Tochter ist die rechte Hand des Vaters, „schafft draussen wie ein Mann“ und webt nur im Winter, so dass sie jährlich nicht mehr als Fr. 100 verdient. Für die beiden andern dagegen ist die Weberei, die nur im Heuet ausfällt, Hauptsache. Ihren Arbeitstag kann man aber keinesfalls auf länger als 8—9 wirkliche Arbeitsstunden einschätzen, wenn

¹⁾ Mit derartigen Angaben muss man sich leider oft begnügen, wenn kein männliches Familienmitglied daheim ist; die Frauen versagen hier fast immer.

man den Zeitverlust in Betracht zieht, den der tägliche Kirchgang nach Escholzmatt mit sich bringt.

Das Bauernhaus ist gross und geräumig, aber dunkel und unfreundlich, die Einrichtung ohne jeglichen Schmuck, wenigstens wenn man einige hässliche Bilder nicht als solchen ansieht. Dennoch gehört die Familie augenscheinlich zu den bessergestellten. Die Nahrung ist sicher etwas besser, als bei den obengenannten Schöpfheimer Weberinnen, da wenigstens Wurst und Schinken ab und zu auf den Tisch kommen.

c) Eine Viertelstunde weiter, noch einsamer, wohnen die Nachbarn der vorigen, zwei Frauen, Mutter und Tochter. Die Tochter webt zirka 12 Stunden täglich, und zwar das ganze Jahr hindurch, mit grosser Regelmässigkeit, denn andere Bareinnahmen haben sie nicht. Ausser dem Häuschen (zwei Stuben und einer kleinen Küche) besitzen sie nur ein wenig Garten. Die Weberin ist, wie die Mutter, gut und warm gekleidet, sieht gesund und munter aus, scheint ziemlich intelligent. Die Wohnung ist das Seitenstück zum Häuschen ob Beckenried, dessen Sauberkeit uns imponierte; im Tische und in den Stühlen können wir uns spiegeln, schneeweisse Vorhänge hängen vor den blumengeschmückten Fenstern, die Luft ist frisch und rein. Der Eindruck dieses freundlichen Heims zweier fast in gänzlicher Einsamkeit lebender Frauen war ein um so überraschenderer, als wir beim Eintreten schon wussten, dass wir eine Weberin sehen würden, die fast ausschliesslich auf den Ertrag ihrer Arbeit angewiesen ist.

6. Der Berner Jura.

Der 14. Jahresbericht (1900) des schweizerischen Arbeitersekretariates schreibt über die Weber im Val Terbi: „Junge Mädchen mit unentwickelter und eingefallener Brust, bleich- und hohlwangige Burschen, von Alter und Elend gebeugte alte Leute weben da auf Stühlen primitivster Konstruktion die Seide zu knisternden Stoffen, von morgens 4 Uhr bis abends 9 Uhr im Sommer, von 6 Uhr bis 10 und 11 Uhr des Abends im Winter, stetig, unaufhaltsam, bis zum Niedersinken . . . Die Nahrung dieser armen Weber und Weberinnen entspricht dem Lohn, den sie erhalten. In einem Dorfe kamen wir gerade zur Mittagszeit an. Auf dem Tisch die Mahlzeit, meistens eine Tasse schalen Kaffees und einige Kartoffeln, Brot gibt's nicht, das ist zu teuer. Die an sie gerichteten Fragen beantworteten diese Leute zuerst nur widerstrebend, nach und nach tauten sie auf und erzählten in einförmigem, schleppendem Tone die ganze Geschichte ihres Lebens. Eine ununterbrochene Kette von Leid und Entbehrung!“¹⁾

¹⁾ A. a. O., S. 107.

Wir haben oben¹⁾ schon gesagt, dass auch wir Fälle aus dem Berner Jura notiert haben, die — ständen sie allein da — zu einem ähnlich ungünstigen Urteil über die Verhältnisse der Weber im Val Terbi führen müssten.

So z. B. besuchten wir in Vicques:

a) Eine Familie, bestehend aus der Mutter mit sechs Töchtern, von denen drei noch in die Schule gehen, die tatsächlich von den Einnahmen aus der Weberei, vom Ertrag dreier Lyoner Stühle leben müssen. Der Vater ist seit einigen Jahren tot und hat den Seinen sozusagen gar nichts hinterlassen; sogar das Haus (zweistöckig, zwei geräumige Stuben, Küche, vier Schlafzimmer, Mietzins Fr. 14 monatlich) gehört ihnen nicht. Ausser der Mutter weben die beiden ältesten Töchter, von denen die eine ziemlich stark verwachsen und kränklich ist. Alle drei sind Durchschnittsweberinnen, die jahrein, jahraus die mittleren, glatten Taffete weben, für die der Lohn seit der Mitte der Neunzigerjahre des vorigen Jahrhunderts schon ziemlich stark gesunken ist. Zusammen bringen sie es auf eine Jahreseinnahme von Fr. 1000—1100. Die Ausstattung der Wohnung beschränkt sich auf das Allernotwendigste, religiöse Bilder in hässlicher Ausführung sind der einzige Schmuck. Typisch für den konservativen Geist der Bewohnerinnen des Jura ist folgendes: Auch die dritte, 16jährige Tochter ist jetzt dabei, die Weberei zu erlernen, und die Mutter hegt den Wunsch, es möchte auch für sie ein Stuhl montiert werden, fürchtet aber, das Geschäft werde sich weigern, neue Stühle auszugeben, bevor bessere Tage eingetreten. „So wird nichts anderes übrig bleiben, als sie in die Fabrik zu schicken, und ich würde sie so viel lieber hier behalten, *wir essen alle gerne etwas weniger dafür.*“ Obgleich also der Wegzug der Tochter eine Erleichterung für die Familie bedeuten würde, sucht die Mutter nur nach Mitteln und Wegen, auch das dritte Kind der Hausindustrie zu erhalten!

b) Bei unserm nächstfolgenden Besuche hatten wir Gelegenheit, einen Blick in ein vernachlässigtes Hauswesen zu werfen, das zu der Ordnung und Sauberkeit des vorigen den grössten Gegensatz bildete.

Eine junge Frau in zerrissener Kleidung, mit aufgelösten Haaren, ein einjähriges Kind auf dem Arm, das noch schmutziger und vernachlässigter als die Mutter war, empfing uns in einem Zimmer, in welchem die Luft trotz dem weit geöffneten Fenster so verpestet war, dass unser Begleiter sich eine Zigarre anzündete!

¹⁾ S. voriges Kapitel

Einen desolateren, verkommeneren Eindruck hat überhaupt keine Familie auf uns gemacht. Der Mann ist Holzknecht, d. h. also: sein Verdienst ist klein und unregelmässig. Die Frau ist eine unzuverlässige, un-aufmerksame Weberin, wie sowohl die auf dem Stuhl befindliche Arbeit, als auch das Lohnbuch beweisen. Sie ist gewiss nicht eine von denen, die 16 Stunden, „bis zum Umsinken“ weben; die Höhe ihres Verdienstes, zirka Fr. 20—25 im Monat, womit sie weit unter dem Durchschnitt des Lyoner Stuhls bleibt, schliesst das absolut aus. — Schon sind dem Ehepaar in noch nicht drei Jahren drei Kinder geboren worden, ein viertes wird erwartet. Das älteste Kind kann mit drei Jahren noch kein Wort sprechen, das einjährige jüngste soll keine Milch vertragen, und die Mutter ernährt es deshalb mit dünnem Kaffee!

Doch genug der Details, obgleich wir mit der Aufzählung trauriger Einzelheiten noch lange fortfahren könnten. Nur eines noch: Die Familie bewohnt das baufälligste Haus, das wir in Val Terbi überhaupt betraten, und bezahlt für Wohnstube, Küche und Miniaturschlafzimmer Fr. 8 monatlich, für Vicquer Verhältnisse viel zu viel. Sie ist einem Häuserspekulanten in die Hände geraten, der in der ganzen Gemeinde viel Unheil stiften soll.

Je mehr die Familie wächst, um so schlimmer wird es ihr ergehen, um so erbärmlicher wird ihre Lebenshaltung werden müssen, aber nicht der Seidenweberei allein oder auch nur in erster Reihe wäre dies aufs Konto zu schreiben!

c) Wir haben hier schon wieder einen ganz andern Typus: mitten im Dorfe Vicques ein einstöckiges Steinhau; die grosse, nicht sehr ordentliche Stube dient dem Ehepaar auch als Schlafzimmer. Der Mann ist Steinhauer, trägt monatlich zirka Fr. 60—70 heim. Die Frau webt, jedoch „avec beaucoup d'intervalles“ Sie lacht, als wir sie fragen, ob sie im Tage vielleicht auf 10 Stunden komme. „Très rarement.“ Mit den Angaben ihres Lohnbüchleins stimmt dies: während des Winters kommt sie nicht über Fr. 20—25 monatlich. Und im Sommer webt sie sozusagen gar nicht, sondern geht zu den Bauern „en journée“. Die Wohnung ist dürftig und unfreundlich, mangelt der sorgsamen Hausfrau; die zwei Kinder sind so blass wie die Mutter. Aber — die Seidenweberei ist hier wieder Nebenbeschäftigung und Nebenverdienst.

d) Ebenfalls wenig erquicklich dünkte uns das Heim einer jungen Frau, der die Seidenweberei auch nicht die einzige Beschäftigung ist. Den ganzen Sommer fast geht sie als Tagelöhnerin zu den Bauern, verdient dann Fr. 1. 50 am Tag mit sehr guter Kost („viel Fleisch, Käse, Milch“); diese Zeit sei für sie die beste des ganzen Jahres. Mehr als 8—9 Stunden aber webt

sie auch sonst nicht, ihr Lohnbuch stellt das schwarz auf weiss fest, und sie selbst gibt es zu. „Je ne suis pas des plus ambitieuses, moi.“ Da sie es also nur auf zirka Fr. 140 Jahresverdienst aus der Weberei bringt und ihr Mann Tagelöhner, d. h. im Winter oft arbeitslos ist, ist es klar, dass auch die nur drei Köpfe zählende Familie sich nur mit genauer Not über Wasser halten kann. Das zeigt auch die Wohnstube, welche nichts als die unentbehrlichsten Möbel enthält. Kartoffeln, Brot und Kaffee, Kaffee, Kartoffeln und Brot, das wird wohl die Hauptvariation des Speisezettels sein.

Aber auch weniger melancholische Eindrücke haben wir aus dem Val Terbi heimgebracht.

e) Wir sahen eine Frau von zirka 40 Jahren, die bis zu ihrer Verheiratung in der mechanischen Weberei gearbeitet und sich erst von da ab mit der Arbeit zu Hause begnügt hat. Die Weberei ist aber gleichzeitig für sie eine Nebenbeschäftigung geworden. Da ihr Mann, Strassenarbeiter von Beruf, wenig zu Hause sein kann, fällt die Hauptarbeit in ihrem Heimwesen der Frau zu. Das kinderlose Ehepaar besitzt sechs Kühe, eine Ziege und ein Schwein und dazu genügendes Wiesland. Kein Wunder, dass die Frau vom Mai bis September überhaupt nicht zu industrieller Arbeit kommt. Aber auch während der übrigen Zeit webt sie nicht länger als 6—7 Stunden täglich, so dass sie, die immer noch eine sehr gute Weberin ist, es nur auf Fr. 175—180 Jahresverdienst bringt.

Die beiden Stuben und die Küche unten, die Schlafzimmer oben (das Ehepaar hat freiwillig eine 12jährige Waise zu sich ins Haus genommen) sind sauber und gut eingerichtet, das Wohnzimmer macht einen geradezu behaglichen Eindruck.

Auch unter f) begegnet uns wieder eine frühere Fabrikarbeiterin, die der Hausindustrie lebewohl sagte, aber wieder zu ihr zurückkehren musste, als des Vaters Tod sie heimrief.

Den ganzen Sommer muss sie jetzt dem Bruder draussen helfen (die kleine Familie besitzt drei Kühe, drei Schweine, Wiesland und einen ziemlich grossen Gemüsegarten) und zu Hause immer der pflegebedürftigen Mutter an die Hand gehen. So bleiben ihr in ruhigen Wintermonaten nicht mehr als 7—8 Stunden für die Weberei übrig. — Die Sauberkeit der Küche und der Stuben (die Weberin arbeitet und schläft in einem ziemlich grossen, gut gelüfteten Zimmer neben der Wohnstube) macht Mutter und Tochter alle Ehre.

Armut sucht man in dieser Wohnung vergebens.

g) Freundliche Erinnerungen nahmen wir von einer Familie in Mervelier mit, dem Sitze der grössten Jura-Ferggerei. Die musterhafte Ordnung und Sauberkeit im ganzen Bauernhaus ist eine Erquickung gewesen neben manchem, das wir im Laufe der drei Tage, die

wir im Val Terbi verbrachten, gesehen haben. Der Vater, welcher das gut erhaltene Haus mit den dazu gehörigen Gebäulichkeiten, 6 Stück Rindvieh, einen Gemüsegarten und einige Jucharten Wies- und Kartoffelland besitzt, widmet sich ganz der Landwirtschaft, unterstützt von seiner Frau und, wenn nötig, auch durch seine Töchter, die — wahrlich eine Seltenheit unter den Frauen des Val Terbi — einen geradezu blühenden Eindruck machen. Die ältere lernt das Schneidern, die jüngere webt seit zwei Jahren, erst seit einigen Monaten jedoch regelmässig den ganzen Tag von zirka 11—12 Arbeitsstunden. Ein älterer Bruder befindet sich in der mechanischen Weberei.

Auch das Schicksal dieser Familie hängt also bei weitem nicht in erster Linie von der Hausindustrie ab, der sich ja nur die jüngste Arbeitskraft des Hauses widmet.

Wir haben im Vorigen — was den Berner Jura anbelangt, namentlich auf solche Fälle Licht fallen lassen, bei denen die Hausweberei als Nebeneinnahmequelle auftritt, oder die sich sonst durch mehr oder weniger günstige Verhältnisse von den unter *a* und *b* aufgeführten unterscheiden. Wir taten dies, nicht um als Anwalt der vom Adjunkten des Arbeitersekretariates angegriffenen Partei aufzutreten — dazu haben wir nicht die geringste Veranlassung — sondern nur, um zu beweisen, was wir in unserem vorigen Kapitel schon behauptet haben, nämlich: dass wir es im Berner Jura, wie in den andern Kantonen, mit einer grossen Vieltätigkeit der Verhältnisse zu tun haben, die es rein unmöglich macht, über die ganze Weberbevölkerung in sozialer Hinsicht *ein* zusammenfassendes Urteil zu fällen. So verfehlt, wie es von unserer Seite wäre, auf Grund einer Reihe günstiger Fälle die Zustände unter den Weberinnen im Val Terbi in rosigen Farben malen zu wollen, ebenso verfehlt ist es, von einem *einheitlichen* Weberelend im Berner Jura zu sprechen.

VII. Kapitel.

Systematische Zusammenfassung der Ergebnisse.

Dr. Schuler schreibt in seiner Abhandlung: „Die sozialen Zustände in der Seidenindustrie der Ostschweiz“¹⁾, dass die Seidenarbeiter (der Fabriken) „keine abgeschlossene Arbeiterkaste mit ganz speziellen Interessen bilden, dass die wenigsten ausschliesslichen

¹⁾ Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, Bd. XIII, S. 510 ff.

Fabrikarbeiter- oder gar Seidenarbeiterfamilien angehören“ (S. 579.) Und in seiner älteren Untersuchung über die „Gesundheitsverhältnisse der Fabrikbevölkerung in der Schweiz“ u. s. w.¹⁾ hatte er schon geschrieben: „Im ganzen gilt die Seidenindustrie als diejenige, welche weniger als jede andere die Gesundheit der Arbeiter schädigt“, und dass die Nachteile, die sich geltend machen, nicht eigentlich mit dem Gewerbe unvermeidlich zusammenhängen. Etwas weiter oben finden wir die Stelle: „Nahrung und Wohnung, kurz die ganze Lebensführung unterscheidet sich durchaus nicht von derjenigen des Handwerkerstandes oder der landwirtschaftlichen Bevölkerung.“ (S. 96.)

Wenn nun schon für einen Fabrikarbeiterzweig in solchem Masse die allgemeinen Merkmale fehlen, so versteht es sich von selbst, dass die Hausarbeiter desselben Gewerbes sich in noch viel geringerem Masse zu einer allgemeinen Schilderung eignen. Wir haben das ja oben schon zur Genüge bewiesen.

Versuchen wir nun doch noch, wenigstens einige der Eindrücke, welche wir von unsern Streifzügen nach Hause gebracht haben, kurz zusammenzufassen.

Relativ günstig muss das Urteil im allgemeinen lauten über

1. Die Wohnungsverhältnisse.

Wer die schweizerischen ländlichen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt und sie mit anderen vergleichen kann, der weiss, dass der schweizerische Kleinbauer und der ländliche Handwerker im grossen und ganzen besser wohnen, als dies bei ihren ausländischen Berufsgenossen vielerorts der Fall ist. Und es trifft dies sicher im vollen Masse auch für die von uns besuchten Hauptgebiete der Seidenstoffhausweberei zu — sogar noch für den Berner Jura.

Auf ein eigentliches „Wohnungselend“, wie es bei den sächsischen und schlesischen Webern besteht und wie es z. B. Dr. Kärger auch für einen Teil der Weiler-taler Weberbevölkerung²⁾ beschreibt, sind wir in der Tat nicht gestossen.

Wir fanden nur sehr ausnahmsweise, dass die „Stube“ auch zur Zubereitung der Speisen dienen musste; fast jedes Haus verfügt über eine Küche, wenn sie auch in den Gebirgskantonen hie und da noch sehr primitiver Art ist.

Fast allgemein ist in den von uns besuchten Häusern auch die Trennung von Wohn- und Schlafzimmern durchgeführt, und das ist ja für die sanitärischen

¹⁾ Schuler und Burckhardt etc. Aarau, Sauerländer, 1889.

²⁾ Dr. Karl Kärger, a. a. O., Kap. VII.

und sittlichen Verhältnisse von allergrösster Bedeutung. Wir haben nirgends ganze Familien in einem einzigen Zimmer zusammengepfertcht gefunden, nirgends die Notwendigkeit des Zusammenschlafens grösserer Kinder mit den Eltern oder grösserer Kinder beiderlei Geschlechts miteinander. Die Schlafgelegenheit war sehr oft dürftig, aber überall waren erträgliche, hie und da gute, ja sehr gute Betten vorhanden. Nur einmal im Wäggitäl und einigemal im Berner Jura fanden wir die elterlichen Betten im Wohnzimmer, wo auch der Webstuhl stand. Im übrigen aber waren gerade die Verhältnisse, wo das Arbeitszimmer zu gleicher Zeit auch Schlafzimmer war, verhältnismässig recht günstige, denn es handelte sich dabei gewöhnlich um ledige Bauerntöchter, die im elterlichen Hause ein heizbares (oder von der Stube aus erwärmtes) Zimmer für sich allein besaßen.

Nun können zwar auch dort, wo die Wohnstube zu gleicher Zeit nur als Webstube dient, die Wohnungsverhältnisse noch ungünstig genug sein. Man stelle sich die niedrige Bauernstube mit dem oft riesenhaften Kachelofen vor; enthält sie nun ausserdem noch einen Webstuhl, der ja am besten Platze im ganzen Zimmer stehen muss und dadurch die Lüftung erschwert oder gar verunmöglicht, so liegt es auf der Hand, dass für die Familie, wenn sie auch nur einigermassen zahlreich ist, nicht mehr viel Raum übrig bleibt. Stehen 2, wötmöglich noch Lyoner Stühle im gleichen Zimmer, was ja häufig genug vorkommt, so wird die Sache noch schlimmer. Vor der in den hausindustriellen Gegenden des Kantons Zürich so typischen Fensterreihe ohne Zwischenraum stehen dann, gewöhnlich bis an die Decke reichend, die Webstühle, die Familie aber ist auf die dunkle, hintere Hälfte der Stube angewiesen.

Als den Hauptübelstand kann man wohl sicher die in den meisten Fällen jämmerliche Ventilation der Stube bezeichnen, auch dort, wo der Webstuhl das Öffnen der Fenster gar nicht erschwert.

Kälte ist neben dem Hunger die allergrösste Geissel der Armut. — Beurteilte man die Verhältnisse der zürcherischen Seidenweberinnen nur nach dem Wärmeegrad ihrer Arbeitszimmer, so hätten sie das idealste Leben von der Welt, denn die grosse Mehrzahl lebt und arbeitet in einer unerträglichen Hitze¹⁾. Und es ist hauptsächlich das Streben, die Wärme zusammenzuhalten, das sie dazu führt, gegen häufige Lüftung der Wohnung im Winter sich zu sträuben. Überall, wo man mit der Heizung nicht zu sparen braucht, ist es in dieser Beziehung etwas, manchmal sogar viel

¹⁾ Dr. Schuler konstatiert die gleiche Vorliebe für unnüch hohe Temperaturen auch bei den Fabrikarbeitern der Seidenweberei, a. a. O., A. f. s. G., S. 521.

besser. Die sonst merkwürdige Tatsache, dass gute, frische Luft im Zimmer gerade im Kanton Zürich am seltensten ist, gerade dort, wo die Verhältnisse im allgemeinen am modernsten, findet wohl hierin ihre Erklärung.

Ein speziell für die Hausweberei und ihre Anpassung an neue Verhältnisse sehr widriger Umstand ist die Niedrigkeit der schweizerischen Bauernstube, die es z. B. unmöglich macht, einen Jacquardstuhl aufzustellen, ohne die Decke zu durchbrechen. Reicht doch schon der Lyoner Stuhl in den meisten Häusern bis an die Decke.

Die günstigste Wirkung, welche die Seidenhausweberei vielleicht heute noch erzeugt, ist die, dass sie die Familie geradezu zur *Reinlichkeit* zwingt. Nun sind freilich auch hier noch alle möglichen Abstufungen vorhanden, wie wir oben gezeigt haben, aber im allgemeinen hat man es auf diesem Gebiete mit günstigen Verhältnissen zu tun; wer einmal gelernt hat, den Seidenstoff mit Sorgfalt zu behandeln, der wird bald auf die Sauberkeit der Stube, der ganzen Wohnung grösseren Wert legen.

Nicht gespart wird in sehr vielen von uns besuchten Wohnungen mit der *Ausschmückung*. Von den schweizerischen Landbewohnern gilt im allgemeinen sicherlich nicht, was einmal von der Wohnung des französischen Kleinbauern geschrieben wurde: „Nicht ein Bild oder ein Holzschnitt an der Wand, nicht ein bisschen Porzellan, nicht ein Zierrat“¹⁾. Der schönste Schmuck der schweizerischen Wohnungen auf dem Lande (nicht nur bei den Bauern, auch bei vielen Handwerkern) sind doch wohl die vielen Blumenstöcke, die fast nirgends fehlen, die jedoch, in mehreren Etagen vor den Fenstern angebracht, schon wieder ein anderes Hindernis für ausgiebige Lüftung der Häuser bilden können.

Eine Wanduhr gehört fast bei allen Familien, die wir besuchten, zum Mobiliar der Wohnstube. In den meisten Fällen sind die Holzwände — fast nur in den jurassischen Steinhäusern sind sie getüncht, selten aber tapeziert — mit Bildern, oft, aber nicht immer religiösen Inhalts, reichlich geschmückt. Nicht selten tut man da sogar des Guten zu viel, und es wären gewiss Fortschritte zu erzielen, wenn man die Quantität zu gunsten der Qualität ein wenig einschränken wollte.

2. Die Ernährung.

Eine ihr eigentümliche Ernährungsweise hat die schweizerische Seidenstoff-Hausweberbevölkerung ebensowenig, als für sie typische Wohnungszustände. Nur

¹⁾ „Die Neue Zeit“, Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie, Jahrgang 1894/5, II. Band, S. 490.

ist man wohl berechtigt zu sagen, dass die Nahrung im allgemeinen unendlich mehr zu wünschen übrig lässt als die Wohnung.

Wir haben im vorigen Kapitel immer wieder darauf hingewiesen, eine wie grosse Rolle der sogenannte Kaffee, Kartoffeln und Brot bei einem grossen Teil der Familien mit Seidenweberei spielen. Fleisch kommt nur bei den bessergestellten Bauern ab und zu in frischem, häufiger in geräuchertem Zustande auf den Tisch, grüne Gemüse spielen ja überhaupt in der Schweizerküche keine besonders grosse Rolle, und auf dem Lande kennt man kaum andere als „Kraut und Kabis“. Reichliche Verwendung von Milch im Haushalt treffen wir gewöhnlich nur dort, wo die Familie eine Ziege besitzt. Die Kuhmilch dagegen wandert auch bei den Kleinbauern fast ganz auf den Markt, was ja bekanntlich schon so oft als eine der grössten Schattenseiten der ausschliesslich milchwirtschaftlichen Produktionsrichtung, vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, bezeichnet worden ist.

In einigen von uns besuchten Gegenden — im ganzen Kanton Zürich namentlich — sind Most und Landwein neben, oft vor dem Kaffee, das Hauptgetränk der Familie, das sehr häufig in viel zu grossen Quantitäten — nicht selten viermal im Tage — und nicht nur vom männlichen Teil der Familie genossen wird. Am bedauernswertesten erscheint es uns, dass die Kinder in diesen most- und weinreichen Gegenden so früh an den, wenn auch leichten Alkoholgenuss gewöhnt werden, während ihnen ihre beste Nahrung, die Milch, in immer spärlicherem Masse zufliesst.

Wo Most und Wein spärlich sind, da tritt der Schnaps mehr in den Vordergrund, um rein oder im Kaffee — und in letzterem Zustande auch von vielen Frauen, vielen Weberinnen — genossen zu werden¹⁾.

3. Gesundheitsverhältnisse.

Wir haben es oben schon gesagt, auf die Autorität des Dr. Schuler hin, dass die Seidenweberei bestimmte schädliche Wirkungen auf die Gesundheit nicht ausübt und dadurch günstiger dasteht als eine andere Form der Textilindustrie.

Nicht zu unterschätzen sind natürlich, die Anstrengung des fortwährenden Trezens (das gewöhnlich mit einem Bein geschieht, auch dort, wo die Seidenweberin sitzt), der Bewegung des rechten Arms zur Ingangsetzung des Schnellschützens, oder beider Arme

¹⁾ Ziemlich verbreitet soll der Genuss von „Schnapskaffee“ bei den Weberinnen im Entlebuch sein, auch in den höher gelegenen Dörfern um Buochs, z. B. in Emmetten. Das „Val Terbi“ wurde uns sogar als ein „verschnapstes Tal“ bezeichnet, das „wenig normale Menschen mehr liefert“. Hoffentlich ist das letztere nur „cum grano salis“ aufzufassen.

zur Bewegung des Schiffchens selber herüber und hinüber. Ebensovienig die grosse Inanspruchnahme der Augen, die das häufige Vorkommen von Brillen erklärt. Direkt schädlich wirken aber natürlich die meisten dieser Momente erst bei sehr langer Arbeitszeit, die, wie wir gesehen haben, zwar oft vorkommt, jedoch lange nicht bei *allen* Seidenweberinnen die Regel ist. Das Gleiche gilt für die Schädlichkeit des etwas vorübergebeugten Sitzens an den gewöhnlichen Handstühlen.

Es wird nun wohl zu einem guten Teil der oft mangelhaften, nicht die nötigen Nährstoffe enthaltenden Nahrung zuzuschreiben sein, dass so oft das Aussehen, auch der bessersituierten Leute, enttäuscht und nicht im Einklange mit der herrlichen, frischen Luft steht, die sie tagtäglich einatmen können, und mit der gesunden nicht etwa immer zu anstrengenden landwirtschaftlichen Tätigkeit in den Sommermonaten.

Wo wirklich 14- bis 15stündige Arbeitstage das ganze Jahr hindurch die Regel sind, da trifft natürlich die Weberei ein guter Teil der Schuld, es ist dies aber bei weitem nicht immer der Fall.

Eine Erscheinung, die uns bei unsern Besuchen stark auffiel, ist die, dass von der beträchtlichen Anzahl Kinder im Säuglingsalter, die wir im Laufe der Zeit in den Wohnungen der Weberinnen gesehen, *kein einziges* seine natürliche Nahrung bekam, dass allen die Flasche geboten werden musste. Nun ist aber diese in ganz erschreckendem Masse überhandnehmende Unfähigkeit der Mütter, *auch* der ländlichen, ihre Kinder selbst zu stillen, eine fast allgemeine Tatsache und nicht etwa eine Eigentümlichkeit der Weberinnen.

Allgemein sind auch die ganz unglücklich schlechten Zähne ungezählter Schweizer Frauen auf dem Lande. Wie oft sahen wir falsche Gebisse bei jungen Mädchen von 18 bis 25 Jahren!

Es genügt für uns hier, die Tatsache konstatiert zu haben und wir überlassen es andern, nach den Gründen zu forschen. Bunge, Forel z. B. sagen, der Alkohol, bei den Frauen speziell der reichliche Most- und Weingenuss, trage die Schuld. Andere machen das Wasser verantwortlich oder die Luft, wieder andere die mangelhafte Pflege...

4. Kinderarbeit.

Wie für die Stickerei, so ist auch für die Seidenweberei die Wirkung des Fabrikgesetzes die gewesen, dass die Kinder zwar aus den Fabriken vertrieben, dafür aber um so mehr in den Häusern benutzt wurden. Nur kommt der Kinderarbeit in der Seidenweberei lange nicht die Bedeutung zu, welche sie für die Stickerei besessen hat und — trotz der neuen Fädel-

maschine — immer noch besitzt. Das soll natürlich nicht heissen, dass Missbräuche nicht auch in der Seidenweberei vorkommen. Sie sind aber bei weitem nicht so häufig, und zwar aus einem einfachen Grunde.

Die einzige Vorarbeit, für die das Kind verwendet werden kann, ist das *Spulen* der Seide für den Eintrag. Wir haben nun niemals versäumt, nachzufragen, und zwar beim Anrüster sowohl wie bei der Weberin, wie viel Zeit das Spulen für eines Tages Arbeit in Anspruch nehme. Die Weberinnen von glattem Taffet, die als Eintrag meistens reine, einfach gespulte Seide verwenden, berechnen fast alle eine bis 1¹/₄ Stunde Spulen für 12 Stunden Weben. Das wäre also von ungeübten Kinderhänden 2, höchstens 2¹/₂ Stunden im Tag. Beim Gros Noble, dem halbseidenen Krawattenstoff, den wir schon oft genannt haben, dessen Eintrag aus grobem, drei- bis vierfach gespultem Garn besteht, nimmt das Spulen täglich mehr Zeit in Anspruch: nach übereinstimmenden Mitteilungen zirka 4 Stunden im Tag. Aber gerade dieses dreifache Spulen erfordert viel mehr Aufmerksamkeit und grössere Übung, so dass hier die Weberin, wenn sie nicht selber spult, diese Hilfsarbeit nur ausnahmsweise jüngeren Kindern überlässt.

Ofter als von den Kindern wird das Spulen vom Manne oder Vater, häufiger noch von der Mutter besorgt.

Von richtiger „Kindererausbeutung“ kann man eher dort sprechen, wo die Mädchen schon in ihren letzten Schuljahren, z. B. schon von ihrem 12. Jahre an, zum Weben angehalten werden und die Mutter oder erwachsene Schwester ersetzen müssen, wenn diese gezwungen sind, eine Arbeitspause zu machen. „Bei solchen Kindern sind oft die Folgen der beständigen vornübergebeugten Haltung am Webstuhle, des beständigen Aufenthaltes in einem heissen, oft schlecht gelüfteten Zimmer deutlich an dem blassen, matten Aussehen zu erkennen, mit dem sie zur Schule kommen¹⁾.“

Unsere persönlichen Wahrnehmungen erstrecken sich nur auf 200 Familien, eine im Vergleich zur Gesamtzahl der Seiden-Hausweberinnen verschwindend kleine Zahl. In diesen 200 Familien aber gewannen wir nicht den Eindruck, als wäre die Kinderarbeit in der Seidenweberei eine grassierende Krankheit und auf alle Fälle ist sie hier nicht, wie bei vielen andern Hausindustrien, der wundeste Punkt.

5. Bildung, geistiges und geselliges Leben.

Es versteht sich ganz von selbst, dass sich der Einfluss des guten Schulunterrichts in der Schweiz auch bei den Seidenweberinnen geltend macht. Wir hatten in

den Ferggstuben und auch in den Häusern selbst manchmal Gelegenheit zu sehen, dass viele Weberinnen des Schreibens ganz gut mächtig sind und z. B. sehr anständige Briefe abzufassen verstehen. Eine Korrespondenz zwischen der Weberin und dem Fergger oder Anrüster gehört ja gar nicht zu den Seltenheiten.

Im übrigen ist die Arbeit der Seidenweberin nicht so stumpfsinnig, wie sie manchem erscheinen könnte, der dem monotonen Hinundherfliegen des Schiffchens zuschaut. Zwar ist es der Anrüster, der bei jedem Stück den Anfang macht und den Schlag der Lade reguliert, es wird aber während des Webens des ganzen Wupps von der Weberin eine ziemliche Überlegung, bei gemusterten Stoffen sogar Berechnung erfordert, soll die Seide tadellos abgeliefert werden. Es werden also niemals geistige Krüppel, sondern nur Menschen mit normaler Denkkraft es zu *guten* Weberinnen bringen.

Von dem, was man „allgemeine Bildung“ zu nennen gewohnt ist, lässt sich wieder Allgemeingültiges gar nicht sagen. Wir sind manchmal erstaunt gewesen, über das Interesse, das viele Weberinnen für ihnen augenscheinlich fernliegende Dinge an den Tag legten, und fanden anderorts wieder, wir möchten es eine geistige Weltentrücktheit nennen, die fast ebenso überraschend war. Es kommt hier natürlich fast ganz an auf das Milieu, in dem die Weberin lebt, und zu einem guten Teil auf die männlichen Glieder der Familie. Wir haben mit Bauern und auch mit Angehörigen anderer Berufsklassen auf dem Lande verkehrt, mit denen zu sprechen uns eine grosse Freude war und die auch nicht der alten Lehre huldigen, dass die Interessen des Mannes von der Frau möglichst fernzuhalten seien. In ihren Familien fanden wir aber auch nie eine Weberin ohne jedes Interesse für allgemeinere, sie nicht persönlich berührende Dinge. Anders natürlich oft dort, wo die Weberin eine alleinstehende Frau ist oder wo die Familie nur aus weiblichen Gliedern besteht.

Eine Zeitung fehlt fast in keinem Haus, wenn auch oft nur das kleine lokale Blättchen gelesen wird. Aber auch grössere Zeitungen, und namentlich die landwirtschaftliche Fachpresse fanden wir häufig vertreten.

Die übrige Lektüre beschränkt sich, wenn wir absehen von einigen Familien mit einem moderneren, städtischen Hauch, zum überwiegenden Teile auf solche religiösen Inhalts, sowohl in den katholischen als in den protestantischen Gegenden, die wir besucht haben.

Die Schweiz ist ja das ideale Land des geselligen Vereinswesens. Auch die nicht gar zu isoliert wohnenden Seidenweberinnen geniessen nicht selten die Vorteile davon. Im gesangslustigen Kanton Zürich wenigstens sind uns eine ganze Reihe lediger Weberinnen bekannt, die einem „Töchterchor“ angehören, der ihnen ausserdem einmal im Jahre die Gelegenheit zu einem

¹⁾ Schuler, Die schweizerische Hausindustrie, a. a. O., S. 11.

Ausfluge eröffnet. Wir möchten nur wünschen, dass alle Hausweberinnen eine solche kleine Ausspannung, einmal oder zweimal die Woche haben könnten. Noch wünschenswerter aber als der „Töchterchor“ erschiene uns für eine grosse Anzahl Weberinnen der „weibliche Turnverein“, der ihnen die nötige körperliche Bewegung verschaffen und ihnen den Körper stählen würde!

6. Das Verhältnis zum Unternehmer.

Die Seidenarbeiter gehören bekanntlich zu denjenigen grossen Gruppen der schweizerischen Arbeiterschaft, die von der modernen gewerkschaftlichen und politischen Arbeiterbewegung am wenigsten ergriffen worden sind. Einmal erweist sich das Übergewicht des weiblichen Elements für das Gedeihen der Arbeiterorganisation zu nachteilig, dann aber auch die grosse Dezentralisation der Industrie und die Tatsache, dass die Seidenarbeiter „keine abgeschlossene Arbeiterkaste mit ganz speziellen Interessen bilden“ (Schuler).

Auch die interessantesten, neuesten Versuche, die ja schon mit einem verhältnismässig nicht geringen Erfolg gekrönt worden sind, die *Handweberbevölkerung* zu organisieren, haben sich bis jetzt nur auf die Kantone St. Gallen und Appenzell beschränkt und von den Seidenarbeitern nur die Beuteltuchweber erfasst: die einzige Gruppe schweizerischer Seidenweber, die nur aus Männern besteht.

Die Seidenstoff-Hausweberinnen dagegen sind für den Unternehmer — von einem gewissen Standpunkt aus betrachtet — geradezu ideal, weil vollständig ohne Zusammenhang untereinander.

Von Reibungen oder gar Feindseligkeiten gegen den Arbeitgeber haben wir nirgends etwas gespürt. Zwar beklagte man sich über das stetige Heruntergehen der Löhne, aber fast ebenso häufig wurde hinzugefügt: „Der Fabrikant wird sicher nicht mehr zahlen können!“

Ein starkes Band zwischen beiden Parteien bildet der Anruster, derjenige Angestellte des Geschäftes, mit dem die Weberin am häufigsten in Berührung kommt. Von einer sozialen Kluft zwischen ihm und der Weberin ist gar nicht die Rede; er wird nicht empfangen als der Abgeordnete einer andern, „höhern“ Klasse, sondern oft als ein Freund der Familie, mit dem man sich ohne jeden Zwang unterhält, auch über Dinge, welche die Weberei gar nichts angehen.

Die von uns oben beschriebene Organisation der Seiden-Handweberei ist eben für die Stellung der Arbeiterin gegenüber dem Fabrikanten von grösster Bedeutung.

.VIII. Kapitel.

Die Zukunft der Seiden-Hausweberei in der Schweiz.

1. Die Hausweberei und die neueste Krise.

In unserm Kapitel über den „Kampf zweier Betriebsformen in der Seidenweberei“ haben wir die Wirkungen der Krisis, die im Augenblick, wo wir dies schreiben, die Seidenstoffindustrie lähmt, gar nicht berücksichtigt. War es doch unser einziges Ziel, zu zeigen, dass sich die schweizerische Seidenstoff-Hausweberei bis jetzt in der Tat von einer ganz merkwürdigen Zähigkeit erwiesen hat. Der Eindruck der lebhaft sprechenden Zahlen der Statistik wäre getrübt worden, hätten wir am Schlusse unserer Schilderung noch dargelegt, was über die Wirkungen der momentan herrschenden Krise auf die Hausweberei etwa heute festgestellt werden kann.

Der guten Zeit, welche der Taffetas und die taffetartigen Gewebe erlebt haben, ist der zu erwartende Krach gefolgt. Man hat die lange so beliebte, knisternde und rauschende Seide in kolossalen Quantitäten zusammengeschlagen, und nun hat sich die Mode sehr energisch gerade von den Artikeln abgewendet, auf die die Schweiz immer noch vorzugsweise angewiesen ist. So ist die Stockung gekommen¹⁾.

Schon zu Anfang des Jahres 1903 fing man hie und da an, in der Handweberei zu „sparen“: die Zahl der Anrüster wurde in einigen Ferggereien vermindert, die Anrüsterkreise wurden also vergrössert, die Fergger wurden zur Sparsamkeit gemahnt, kleine Lohnherabsetzungen durchgeführt.

Das war aber nur der Anfang. Im Laufe der Monate mehrten sich die Stimmen der Fabrikanten, die nach solidarischem Zusammengehen riefen, nach allgemeiner Einschränkung der Produktion.

Im Juni ging die Nachricht durch die Zeitungen, dass eine der beiden grossen Ferggereien in Nidwalden aufgehoben worden wäre, im August berichtete die Presse von einem grösseren Geschäft am obern Zürichsee, das die Ausgabe von Arbeit in die Häuser gänzlich eingestellt habe. Und alle andern Fabrikanten mit Handweberei haben ohne Ausnahme in grösserm oder geringerm Masse den Betrieb eingeschränkt.

¹⁾ Das Steigen der Rohstoffpreise ist verschärfend dazugekommen, die Hauptsache ist aber entschieden die Ungunst der Mode. Ausser Zürich leidet aber vielleicht nur Italien in gleicher Weise. In Krefeld erlebt wenigstens das Sammet- und Krawattengeschäft gute Zeiten, und da die Mode immer noch Tüll, Krepp und Musselin bevorzugt, ist auch Lyon nicht so stark heimgesucht. Italien fabriziert aber in der Hauptsache die gleichen Artikel wie Zürich. *Neue Zürcher Zeitung*, Morgenblatt, 22. Oktober 1903, Nr. 293.

Würde in diesem Momente eine Zählung der Handstühle vorgenommen, sie würde einen kolossalen Rückgang gegenüber den letzten Jahren ergeben. In massgebenden Kreisen schätzt man sogar die Zahl der jetzt laufenden Stühle auf nicht mehr als zirka 10,000.

Es fragt sich nur, inwieweit wir es mit einem endgültigen Rückgang zu tun haben und inwieweit mit einem nur vorübergehenden Zustande, der mit der Krisis wieder weichen würde.

Ein guter Kenner der Sachlage sprach als seine Vermutung aus, es werden wohl gegen 4000 Handstühle in dieser Periode endgültig im Kampfe erliegen. Eine Übertreibung wird das sicher nicht sein. Denn die einmal aufgegebenen Ferggereien kehren natürlich nicht wieder, und es steht zu erwarten, dass, wenn der Kreislauf von neuem beginnt, viele Geschäfte zu einer langsamen Ausdehnung ihrer mechanischen Produktion schreiten und sich mit ihrer reduzierten Handweberei begnügen werden.

Das bedeutet aber immer noch nicht, dass die Seidenstoff-Hausweberei in abschbarer Zeit ausgelebt haben wird, dass die Rückwärtsbewegung nun für immer in ein anderes, viel schnelleres Tempo übergegangen ist. Wer könnte da Sicheres voraussagen, wo die Mode so sehr der ausschlaggebende Faktor ist?

So ist denn das einzige: abwarten! Schauen, was die übernächste Produktionsstatistik der Seidenindustriegesellschaft bringt, und bis dahin sich vor Illusionen hüten, welche die Zukunft der Hausweberei betreffen, aber ebenso sehr vor einem allzu frühen Todesurteil.

2. Die Hausweberei und die Unternehmer.

Darüber, ob eine alte Betriebsform, der eine neue Konkurrentin erstanden ist, bestehen bleiben wird oder nicht, entscheidet regelmässig das Interesse des Arbeitgebers. Wenn dieser auf die Dauer seine Rechnung nicht mehr bei ihr findet, wird er sie aufgeben; hat sie aber für ihn — wenn auch nur zu gewissen Zeiten — noch einige Vorteile, so wird sie erhalten bleiben, sei es auch nur in sehr reduziertem Massstabe.

Wenn also die Seidenstoff-Hausweberei trotz der gewaltigen Überlegenheit der mechanischen Weberei bis auf den heutigen Tag ein so wichtiges Element in der schweizerische Volkswirtschaft geblieben ist, so folgt daraus logischerweise, dass die Unternehmer ihrer bis zum heutigen Tage bedurft haben. Denn es ist nicht denkbar und nicht möglich, dass eine ganze Unternehmergruppe aus *Philanthropie* arbeiten lässt.

Im Berichte über die schweizerische Landesausstellung vom Jahre 1883 steht es zwar anders zu lesen:

„Schon heute arbeiten die 30,000 Handstühle zum grössten Teil ohne alles und jedes Benefice, möglicher-

weise zu einem schönen Teil mit effektivem Verlust.“ (S. 17.)

Und im Artikel der N. Z. Ztg.¹⁾, in dem Robert Schwarzenbach sich gegen die von uns schon behandelten Angriffe des Adjunkten des Arbeitersekretariates wendet: Wenn wir die Hausindustrie . . . *lediglich im Interesse unserer Arbeiter so lange als immer möglich beibehalten*, u. s. w.²⁾“

Nach dieser Auffassung müssten wir also den Einfluss, den die herrschende Krise auf die Hausindustrie übt, folgendermassen betrachten:

Aus Mitleid mit den Arbeitern hat man es lange verschmerzt, dass der grösste Teil der Handstühle mit Verlust oder ohne Benefice läuft; in diesen schlimmen Zeiten heisst es nun aber: Landgraf, werde hart! und so geht man wider Willen dazu über, die Hausindustrie einzuschränken oder hier oder dort ganz aufzustecken.

Andere Auffassungen von der Sache scheinen uns in der Tat möglich!

„Wie wertvoll (dann aber) in guten Zeiten die Arbeit der Hausindustriellen ist, geht am besten aus der Hetzjagd hervor, welche die Fergger um die Arbeiter beginnen. *Deshalb wird auch niemand der Versicherung eines grossen Industriellen glauben, dass Wohlwollen für die Arbeiter das Hauptmotiv für den Betrieb der Hausindustrie bilde*“, so steht's zu lesen im Fabrikinspektorenbericht des I. Kreises über die Jahre 1900 und 1901³⁾.

Wir möchten als Beleg für die Richtigkeit dieser Auffassung einen kleinen Beitrag bringen, welcher der Geschichte der Handweberei in Nidwalden entnommen ist.

Zu Anfang der Neunzigerjahre kamen in der Gegend von Stans und Buochs ausser einem grossen Zürcher Handwebereigeschäfte nur kleine Firmen in Betracht. Im Winter 1894/95 nun gründet eines der grössten Seidenhäuser Zürichs in Nidwalden eine neue Ferggerei, von Anfang an mit 5 Angestellten. Diese reisen von nun an das Land ab, versprechen höhere Löhne, grosse Trinkgelder, kurz, treiben durch alle möglichen Mittel den Konkurrenten ihre Weber ab. Und so wurde den ganzen Winter und das nächste Frühjahr hindurch zwischen den beiden grossen Geschäften *ein förmlicher Krieg* um die Weber geführt: beiderseits scheute man keine Mühe, keine Anstrengung; wenn nötig, zogen die Fergger einander nach mit einem neuen Zettel auf dem Rücken, und so kämpften sie um jede einzelne Weberin.

¹⁾ N. Z. Ztg., Nr. 282 (11. Oktober) 1901.

²⁾ Wir unterstreichen.

³⁾ Aarau, Sauerländer. S. 3. Wir unterstreichen.

Der mächtige Neuankömmling hatte das bereits angesessene Haus vertreiben wollen, ihm die Konkurrenz unmöglich machen — und der Erfolg war, dass beide sich dulden mussten. Denn sobald er festen Boden unter den Füßen hatte, ging natürlich der neue Eroberer mit seinen Löhnen herunter und die fetten Trinkgelder hörten auf!

So viel ist sicher: Während der Zeit des heissen Kampfes hat das grosse Geschäft in Nidwalden nicht ohne grössere Verluste arbeiten können. Sicher ist aber auch, dass kein Fabrikant sich solche Opfer auferlegt für eine Hausindustrie, die beständig nicht rentiert, dass man sich nicht solche Mühe geben würde, ein neues Gebiet zu gewinnen, wenn nicht auch in der Hausindustrie zeitweilige Verluste wieder durch Gewinne ausgeglichen würden. Denn dieser Krieg wurde zu einer Zeit geführt, da die mechanische Weberei schon sehr grosse Fortschritte gemacht hatte, ihrer älteren Schwester viel mehr überlegen war als noch zu Anfang der Achtzigerjahre!

Aus diesem einen, nicht alleinstehenden Fall geht also unzweifelhaft hervor, dass die Handweberei trotz alledem dem Fabrikanten noch Vorteile bieten muss, die es wahrscheinlich machen, dass sie so bald noch nicht gänzlich auf die Ergänzung ihrer Produktion durch die Hausindustrie verzichten werden.

1. Welcher Vorteil in erster Reihe genannt werden muss, das zeigt gerade wieder die jetzige Krise. Gibt es doch für den Fabrikanten nichts Leichteres, als gerade ein Bremsen der Produktion in der Hausindustrie! Zuerst wird nur etwas zurückgehalten mit der Ausgabe von Arbeit, so dass die Fergger den Leuten sagen müssen: „Innerhalb so und so viel Wochen dürft ihr nicht wieder zum Ferggen kommen“; dann werden die Pausen verlängert, die Weberinnen oft zu wiederholten Malen ohne Arbeit wieder heimgeschickt — und sind keine Aussichten auf Besserung vorhanden, wird dem Unternehmer die Ferggerei mit den Gehältern der Angestellten und den vielen Spesen zu teuer, so hebt er sie auf, zieht sich aus dem betreffenden Gebiet zurück!

Nur muss eine Einschränkung hier gemacht werden: So rosig wie um die Mitte des 19. Jahrhunderts liegen die Dinge für den schweizerischen Fabrikanten nicht mehr! Früher lag das ganze Risiko auf den Schultern des Produktionsferggers, der das Betriebskapital lieferte und mit dem allein der Fabrikant unterhandelte. Durch die neue Organisation sind diese Zwischenmeister bei den wichtigsten Häusern verschwunden, hat der Fabrikant aber auch ein grösseres Interesse am geregelten Gang der Hausindustrie, namentlich dort, wo er ein oft ganz beträchtliches Kapital in die Lyoner Stühle gesteckt hat. Aber auch, wo dies nicht der Fall ist: Die ganz

ihm gehörende Ferggerei mit den von ihm besoldeten Angestellten macht ihn schwerfälliger, als er zur Zeit der selbst das Risiko tragenden Stückfergger war.

Trotzdem erleichtert die Hausindustrie auch heute noch ein Stacheln oder Bremsen der Produktion.

2. Die Technik der mechanischen Weberei ist zwar schon sehr vervollkommenet, aber bis heute sind doch noch Gebiete übrig geblieben, wo die Handweberei konkurrenzfähig ist, wo ihr sogar die Maschine nicht nachkommt. Nur stehen hier die Aussichten für die Zukunft keineswegs günstig; denn auf einem Gebiet nach dem andern tritt die Handweberei in direkte Konkurrenz zum mechanischen Stuhl, und ihr wird bald kein anderer Vorzug mehr bleiben (wir sehen hier ganz von der hochqualifizierten alten Lyoner Handweberei ab), als dass sie fehlerfreier und egalere arbeitet — oder arbeiten kann. Es gibt aber für heute und absehbare Zeit noch Artikel, die, von guten Handwebern gewoben, die maschinelle Leistung übertreffen¹⁾. Geben wir ein Beispiel:

In unserm II. Kapitel haben wir auf den grossen Unterschied zwischen den Achtziger- und Neunzigerjahren hingewiesen, in den Achtzigerjahren schnellen, zunehmenden Rückgang der Handweberei konstatiert, im folgenden Jahrzehnt Stillstand der Bewegung, ja sogar wieder eine kleine Steigerung der Zahl der Handstühle. Die Erklärung liegt zum allergrössten Teil im Wechsel der Mode, die in den Achtzigerjahren Atlas- und Köpergewebe, von 1893 an vor allen andern Stoffen den Taffetas bevorzugte²⁾. Seit 1900 etwa ist dieser fast nur noch für Futterstoffe etc. beliebt; also findet auch wieder in der Hausindustrie eine Rückwärtsbewegung statt.

Die technische Erklärung dafür, dass gerade der Taffet, der doch in geringerm Masse, als alle andern Stoffe, von der Mode abhängig ist, der also auch in grössern Quantitäten, als viele andern, „auf Lager“ hergestellt werden kann, dass gerade er für die Schweiz gewissermassen den Hort der Handweberei bildet, ist so einfach, dass wir sie hier kurz einfließen lassen wollen.

Die Taffet- oder Leinwandbindung ist die dichteste Bindung überhaupt, d. h. sie weist die grösste Anzahl Kreuzungen auf zwischen Schuss und Kette³⁾ und auch eine grössere Anzahl Schüsse als die meisten andern

¹⁾ So versicherten uns wenigstens einige Fabrikanten und andere Kenner der Weberei; andere hingegen wollen der Handweberei nur noch eine Gleichwertigkeit mit der maschinellen Arbeit zugestehen.

²⁾ Die Seidenindustrie an der schweizerischen Landesausstellung in Genf 1896, von Direktor H. Meyer, S. 26.

³⁾ Also ist auch in der Theorie der Taffet der *solideste* Seidenstoff! Wie wenig dies aber heute in der Praxis der Fall ist, wissen alle, die je Taffetas getragen haben. Den neuen Methoden der Charge fällt die Verantwortung zu.

Stoffe, was zur Folge hat, dass der Taffetstuhl langsamer läuft als der mit einem Atlas- oder Surah-, also mit einem lockeren Gewebe. Erstens ist also der Unterschied zwischen der quantitativen Leistung eines mechanischen und eines Handstuhls weniger gross beim Taffetas als bei den Geweben mit einer weniger dichten Bindung¹⁾. Zweitens ist der glatte Taffet, wie der Ausdruck lautet, der „exakteste Artikel“, sieht man an ihm, mehr als an allen andern Stoffen, jeden auch noch so kleinen Fehler, so dass hier, mehr als anderswo, der wirklich gute Weber zu seinem Recht kommt. Nur wird der Kampf mit jeder neuen Vervollkommnung des mechanischen Stuhls immer schwieriger.

Nicht nur konkurrenzfähig, sondern sogar überlegen ist der Handstuhl immer noch in bezug auf einen Teil der Cachenez und ebenso für einige Spezialitäten, die überhaupt noch nicht fabrikmässig hergestellt werden. Ganz allgemein bevorzugt man den Handstuhl für alle kurzen Ketten, weil ein zu häufiges Anrüsten und Einziehen oder Andrehen in der Fabrik unter Umständen den ganzen materiellen Vorteil, den der mechanische Stuhl bietet, wieder verschlingen könnte.

3. Wir haben der Vorteile also nur ein ganz mageres Häufchen. Mit jeder Vervollkommnung des mechanischen Stuhls schrumpfen die Vorteile, welche die Handweberei heute noch bietet, zusammen, verringert sich das Interesse des Fabrikanten an der Handweberei.

Und nur das eine Moment wird ihr noch auf lange hinaus günstig bleiben, dass es dem Interesse des Unternehmers widerspricht, einen zu grossen Teil seines Kapitals in Maschinen anzulegen, die er wahrscheinlich nicht dauernd wird beschäftigen können.

Sprach es doch ein Fabrikant uns gegenüber offen aus: „Die Handweberei hat für uns, so wie die Verhältnisse heute liegen, so viele Nachteile, dass ich meine 1000 Handweber gerne für 300 Maschinen eintauschen würde. Mir fehlt aber dazu das nötige Kapital, und eine plötzliche, gänzliche Aufgabe der Hausindustrie könnte überdies in kritischen Zeiten sehr prekär werden.“

¹⁾ Auch in einer mechanischen Weberei ist es leicht, den Unterschied im Gang zu beobachten zwischen einem Taffetstuhl und beispielsweise einem Satin- oder Surahstuhl. Kleiner noch ist die Distanz zwischen Hand- und mechanischem Stuhl, z. B. bei schottischen Geweben mit häufigem Farbenwechsel. Diese gehören denn auch heute noch fast ausschliesslich der Handweberei. Es braucht aber nur noch wenige Vervollkommnungen, dann wird auch um sie der Kampf entbrennen, und die mechanische Weberei wird auf die Dauer siegen.

Wir haben es ja hier — das ist deutlich — nicht mit bleibenden Vorteilen der Handweberei zu tun. Und auch der Nachteile sind schon viele! Die mechanische Weberei hat entschieden die Gleichartigkeit der Produktion für sich, wenn es sich z. B. um grössere Bestellungen ganz gleicher Stücke handelt. Dann ist in der Handweberei die Kontrolle viel schwieriger als in der Fabrik, wo die Arbeiter unter ständiger Aufsicht arbeiten.

Der Wunsch, die Handstühle gegen Maschinen vertauschen zu können, ist auch in unsern Augen vollständig begreiflich und mehr als gerechtfertigt durch die grossen Nachteile, die der Hausweberei gerade in der Schweiz, vom Unternehmerstandpunkt aus betrachtet, anhaften.

1. Die Hauptschattenseite ist die grosse Unzuverlässigkeit der Hausweberinnen. Es wird je länger je gefährlicher, Waren auf Lager anfertigen zu lassen, und bei Bestellungen grösserer Sortimente muss man riskieren, dass immer ein oder mehrere Stücke die Ablieferung des Ganzen aufhalten.

2. Es trifft sich zwar für die Seidenweberei, deren „saison morte“ gewöhnlich in den Sommer fällt, nicht so schlecht, dass ein Teil ihrer Weberinnen sich in den Sommermonaten andern Beschäftigungen zuwendet, auf der andern Seite erhöht es aber die Unsicherheit, so dass kein Fabrikant genau weiss, über wie viel Weberinnen er in jener Zeit wirklich verfügen kann.

3. Nicht zu unterschätzen ist auch die Schwierigkeit der Kontrolle in der Hausweberei. Wird einem Fabrikanten beispielsweise eine Bestellung von 50 oder 100 Stücken gemacht, genau der gleichen Dichte, der gleichen Qualität, so ist es den Webermeistern in der Fabrik, die fortwährend zugegen sind, leicht genug, die genaue Ausführung der Kommission zu überwachen. Wie aber in der Hausindustrie? Im besten Falle einmal die Woche kann der Anrüster die Weberin besuchen, in der übrigen Zeit aber ist die letztere sich selbst überlassen. Der Hauptkontrolleur ist ausser der Lupe, die jeder Anrüster bei sich trägt, auch des Anrüsters Hand... Wie soll der Angestellte mit Sicherheit konstatieren, ob zwei Stücke einander wirklich genau gleich sind, wenn oft eine Stunde vergeht, bis er von einem Stuhl zum andern kommt?

4. Und der Hauptübelstand ist der Mangel an Lernfreude beim Grossteil der Handweberinnen. Es liegt an der ganzen Eigenart der von uns geschilderten Verhältnisse, dass viele ihre Weberei nicht als einen „Beruf“, geschweige denn als Hauptberuf betrachten, und kein Interesse daran haben, es als *Weberin* so weit wie möglich zu bringen, d. h. nicht zu ruhen, bis sie, wenn nötig, auch schwerere Sachen, Nouveautés, übernehmen können.

Für den Fabrikanten ergibt sich als bleibender Vorteil nur, dass es für ihn von grossem Wert ist, einen Teil seiner Arbeiter fallen lassen zu können, wenn es ihm beliebt, mit andern Worten, wenn die Konjunktur eine Einschränkung der Produktion erheischt. Deswegen hat er sich in seiner Hausweberei immer wieder den veränderten Umständen angepasst, ist er mit den Löhnen heruntergegangen, so weit, dass die Handweberei nicht mehr oder nicht mehr viel teurer

kam als die Fabrik. Mag der Profit auch viel geringer sein als bei der mechanischen Weberei, mag überhaupt die ganze Taffetproduktion ihm keine Schätze mehr in den Schoß werfen, mag er sogar oft Verluste erlitten haben — es ist dennoch *das Interesse der Unternehmung*, das entschieden hat, nicht „Mitleid mit den Arbeitern“!

3. Die Hausweberei und der Arbeiter.

Unserer festen Überzeugung nach ist zwar das Interesse der Lohnarbeiter niemals für die Erhaltung oder den Untergang einer Industrie oder einer Betriebsform massgebend. Doch sind wir der Ansicht (wir wiederholen hier nur, was wir in einem andern Zusammenhang schon gesagt haben), dass die schweizerische Seidenstoffhausweberei sich ohne ganz bestimmte Arbeiterverhältnisse niemals so lange und in solchem Umfange erhalten hätte. Es genügt der von uns ebenfalls schon angestellte Vergleich mit Krefeld, um dies jedem deutlich zu machen.

Und wäre das Interesse des Unternehmers an der Hausweberei viel grösser gewesen, als es tatsächlich ist, und hätte sie ihm in den letzten 20, 25 Jahren die gleichen Profite abgeworfen wie die mechanische Weberei, nie hätte sich die ältere Betriebsform so zahlreich erwiesen ohne die „zu dezentralisierter Arbeit geeigneten und geneigten Arbeitskräfte“ (Sombart).

Wir brauchen nur auf unsere zwei vorangehenden Kapitel hinzuweisen und hoffen, dass unsere Schilderung ausreicht, um zu zeigen, dass diese eine Hauptbedingung für das Bestehenbleiben einer Hausindustrie in der Schweiz nicht fehlt: Ganze Gebiete oder Dörfer mit einer ganz geringen Minorität eigentlicher proletarischer Elemente oder sogar ohne solche; eine überschüssige weibliche Bevölkerung, deren Kraft durch die Landwirtschaft nicht voll absorbiert wird, und die froh über jede Nebenbeschäftigung ist, namentlich über eine verhältnismässig so angenehme wie die Seidenweberei; ganze Kantone, deren konservativer, bäuerlicher Geist — auch deren Geistlichkeit — froh ist über eine Hausindustrie, die wenigstens den Töchtern Gelegenheit bietet, im elterlichen Hause zu bleiben! Ausser einem Bruchteil von ganz auf die Hausindustrie angewiesenen Arbeiterinnen, eine viel grössere Anzahl Familien, die zwar den Ertrag der gewerblichen Betätigung eines oder mehrerer weiblicher Glieder dringend oder weniger dringend brauchen, für die aber ein zeitweiliges Versiegen der Nebeneinnahmequelle noch nicht gleichbedeutend mit Brotlosigkeit ist! Und schliesslich noch einige entschieden zum ländlichen Mittelstande gehörige Frauen, die ganz gut ohne ihre industrielle Arbeit auskommen würden, die aber dennoch nicht

auf die ihnen liebgewordene Beschäftigung verzichten wollen.

Alles also, was dem Unternehmer — so wie sich die Verhältnisse nun einmal zugespitzt haben — zum Nachteil gereicht, weil er über seine Hausarbeiter nicht voll und ganz verfügen kann, das schlägt für die soziale Stellung und die ökonomischen Verhältnisse der Hausarbeiter selbst zum Vorteil aus.

Wir glauben nicht, dass unsere Schilderung der allgemeinen Verhältnisse der Weberinnen eine tendenziöse Spitze enthalte: Wir haben die Unterschiede in der Lebenshaltung gegeben, wie wir sie fanden, nur beschrieben, was wir gesehen haben.

Und für denjenigen, der sich mit den Verhältnissen der Seidenweberinnen einigermaßen vertraut gemacht hat, kann, scheint uns, vom Standpunkte der Arbeiter nur dies eine gelten: Es handelt sich darum, mit vollkommener Nüchternheit der Entwicklung der Dinge entgegenzusehen, die sich weder um persönliche Wünsche noch um sympathische Zustände kümmert.

Für eine ganze Reihe von Frauen wäre geregelte Fabrikarbeit in bessern hygienischen Verhältnissen gewiss eine enorme Verbesserung; jedoch für eine noch längere Reihe anderer Familien — *so wie die Verhältnisse in vielen Gegenden der Schweiz nun einmal sind und auch für absehbare Zeit noch bleiben werden* — wäre, das muss man immer wieder sagen, der Untergang der Seidenhausweberei im höchsten Masse bedauerenswert ¹⁾.

4. Schluss.

Wer einmal zu diesem, unsertwegen konservativen Resultat gekommen ist, der wird nicht umhin können, sich die Frage vorzulegen, ob und inwieweit es möglich wäre, einen raschen Niedergang der schweizerischen Seidenstoffhausweberei aufzuhalten.

¹⁾ Wir gehören nicht zu denen, die den Standpunkt *der organisierten Arbeiterschaft* keiner Diskussion würdig erachten. Wir verstehen sogar vollkommen den Missmut der Gewerkschaften gegen die Hausindustrie, die ihren Bestrebungen überall hindernd in den Weg tritt (abgesehen von der jungen Appenzeller Hausweberorganisation). Nur glauben wir nicht, dass es nötig sein würde, die „Abschaffung der Seidenhausweberei“ auf die Fahne der Gewerkschaften zu schreiben. Die Dinge liegen nicht so, dass die Hausweberei der Fabrik eine lästige Konkurrenz bereitet, sondern im Gegenteil so, dass sich die Seidenstoffhausweberei mit genauer Not gegenüber der Fabrik hält. So dass es auch wohl nicht die Hausweberinnen sind, die ein Aufsteigen und eine Organisation der Fabrikarbeiterinnen hindern! Hier spielen ganz andere Momente mit. Man braucht also noch lange nicht gegenüber der Seidenhausindustrie aus der Haut zu fahren — unter den dem Fabrikgesetz unterstellten Weberinnen wäre ja noch der Arbeit in Hülle und Fülle!

Abstrahierte man von allen günstigen Verhältnissen und dächte man nur an diejenigen Familien, für welche der Verdienst aus der Weberei absolut notwendig, oder an die Weberinnen, die wenigstens für sich allein gänzlich auf den Ertrag ihres Webstuhls angewiesen sind, so müsste man die Frage anders formulieren.

Bei den ungünstig Gestellten könnte die einzige Frage die sein, ob eine Besserung des Loses, d. h. also in allererster Linie des *Lohnes*, möglich?

Bei den sozial Bessergestellten: Wird es möglich sein, ihre Position gegenüber der mechanischen Weberei zu stärken?

1. Um mit einiger Sicherheit die Frage beantworten zu können, welche *Tragweite* eine kleine Lohnerhöhung in der Hausweberei haben würde, müsste man den Anteil des Arbeitslohnes an den Produktionskosten kennen, müsste man den Punkt berechnen können, wo eine Lohnerhöhung ein einigermaßen beträchtliches Steigen der Preise oder Sinken der Profitrate zur Folge haben müsste. Und dazu wären als Basis eine Reihe von Geschäftskalkulationen notwendig, die wir leider, aber aus begreiflichen Gründen, unserem Material nicht beifügen konnten.

Wir glauben nun, dass eine Besserung der Löhne in der schweizerischen Seidenhausweberei zu den sehr grossen Unwahrscheinlichkeiten gehört, *trotzdem* wir der ketzerischen Ansicht huldigen, dass eine Erhöhung des Lohnes um wenige Centimes per Meter noch nicht gleich die Industrie (heisst die Fabrikanten) zu Grunde richten würde. Und das aus dem einfachen, nach obiger Darstellung begreiflichen Grunde, weil die Hausindustrie *keine weitere Schwächung gegenüber der Fabrik mehr vertragen kann*, weil bei jeder Steigerung der Löhne in der Hausweberei sich die Wage noch mehr nach der Seite der mechanischen Weberei neigen und den Untergang der ersteren also beschleunigen müsste. Je mehr die Maschine und der Handstuhl in direkter Konkurrenz miteinander stehen, um so ungünstiger die Aussichten für den Handstuhl.

In der Theorie müssten da die Cachenez, weil zum Teil nur auf dem Handstuhl gewoben, bessere Chancen haben — und wie liegen die Dinge hier? Nirgends stehen die Löhne tiefer, nirgends sind sie mehr und rascher gesunken. Die guten Zeiten scheinen eben gerade für jene „Halstüchli“, die eine Force des alten Stuhls bilden, so ziemlich endgültig vorbei zu sein. Sie sind dem Wechsel der Mode stark unterworfen und gewähren daher nur einen unsicheren Verdienst.

Es bleiben also nur wenige Spezialitäten, für die der Handstuhl heute noch ein Monopol hat oder der Maschine noch immer gewachsen ist. Ob hier die Möglichkeit einer Lohnaufbesserung vorhanden ist?

Ein Lohnkampf zu einer dem Arbeiter nicht ungunstigen Zeit könnte das zeigen! Aber wie höchst unwahrscheinlich es ist, dass je eine grössere Zahl organisierter Seidenhausweberinnen sich den Unternehmern gegenüberstellen werden, *das* wird, wie wir glauben, aus unserer Darstellung klar geworden sein.

2. Das einzige Mittel, die Position der Hausweberei wirksam zu stärken, wäre, unserer Ansicht nach, die Herstellung eines leistungsfähigeren Produktionsmittels, eines Webstuhls, der hinter der Maschine weniger oder gar nicht zurückbleibt. Wie stehen da die Aussichten?

Anfänge in dieser Richtung sind schon gemacht, der primitive Handstuhl hat im Laufe der Zeit manche Verbesserung erfahren.

Man vergleiche nur:

Beim alten Handstuhl hat der Weber das Schiffchen mit der Hand zu werfen, mit der Hand die Lade zu bewegen, die den durchgeworfenen Faden an den Stoff herandrückt, mit der Hand auch den Zettel nachzuziehen, damit immer wieder die richtige Spannung hergestellt werde.

Es kam der Lyoner Stuhl: er brachte den Schnell schützen, den Regulator, die schwerere Lade, die nur einmal in Gang gesetzt wird und im übrigen die Hand des Webers nicht mehr braucht.

Man schaute dem Lyoner Stuhl seine Vorzüge ab und übertrug sie zum Teil oder ganz auf den gewöhnlichen, leichteren Handstuhl.

Die Ratières wurden erfunden und noch in der neuesten Zeit verbessert und vervollkommenet. Sie sind ja gar nichts anderes als eine kleine Annäherung an den Jacquardstuhl und machen es möglich, gemusterte Stoffe zu weben, ohne dazu die früher gebräuchlichen vielen Treten zu verwenden.

Aber alle diese Fortschritte haben nicht genügt, den Handstuhl auf den Gebieten, die für die schweizerische Seidenstoffweberei immer noch vorzugsweise in Betracht kommen, wirklich leistungsfähig zu machen; der Vorsprung der Maschine ist von Jahr zu Jahr grösser geworden!

Es kann in unserer Zeit nur eine, allerdings sehr wirksame, Verbesserung in Frage kommen: *die Verwendung der Elektrizität für die Hausweberei, der elektrische Einzelantrieb für den Handstuhl.*

In neuester Zeit hat man in der Basler Bandweberei Versuche in dieser Richtung gemacht, und wir glauben, auch in der Bandweberei im südlichen Schwarzwald.

Weshalb sollte da in der schweizerischen Stoffweberei nicht das Gleiche geschehen können? Die Ausnutzung der Wasserkräfte in der Schweiz nimmt ihren Fortgang, und es wird ja immer leichter werden, elektrische Kraft auch in die Privathäuser abzugeben, sie für Einzelmaschinen zu verwenden.

Jedoch die Dinge liegen hier für den Bandstuhl günstiger, als für den Stoffstuhl; der erstere ist ein sehr schwerer und ziemlich komplizierter Stuhl — die schweizerische Bandweberei beschäftigt zum grössten Teil Männer! —, der viel mehr Kraft erfordert als der leichte und immer noch relativ einfache Stoffhandstuhl.

Soviel wir sehen konnten, herrscht in bezug auf diesen Punkt im Kreise der Zürcher Seidenindustriellen *vollkommener Skeptizismus*, gleichgültig, ob sie der Hausindustrie verhältnismässig sympathisch gegenüberstehen oder nicht.

Diejenigen, welche in der Handweberei nur noch einen kümmerlichen Notbehelf sehen, scheuen namentlich die grossen Kosten, welche eine so radikale Umänderung der Handweberei mit sich bringen würde.

Hier wäre nun aber noch ein Ausweg denkbar, nämlich in der Weise, dass nicht die Fabrikanten die Kosten auf sich zu nehmen hätten, sondern dass die immer an Zahl zunehmenden und ihren Wirkungskreis ausdehnenden Elektrizitätsgesellschaften direkt den einzelnen Webern die nötige Kraft abgeben würden.

Auch dies aber würde noch nicht die Bedenken derjenigen umstossen, die der Handweberei unter gewissen Verhältnissen und für gewisse Artikel immer noch eine Gleichwertigkeit oder sogar Überlegenheit zuerkennen, denn diese behaupten:

Der durch die Elektrizität bedingte schnelle Gang des Webstuhls würde gerade die eigenartigen Vorteile, welche die langsame Handweberei bietet, aufheben, ohne dafür die Vorteile, welche der zentralisierte Betrieb mit sich bringt, an ihre Stelle zu setzen. Man würde grosse Ausgaben machen, um den Handstuhl der Maschine näherzurücken, aber andere Nachteile der Hausindustrie, als da sind: teure und mühevollere Organisation, Schwierigkeit der Kontrolle, beibehalten.

Also auch diejenigen unter den Fabrikanten, die es bestreiten, dass die Hausweberei so bald dem völligen Untergang geweiht sei, glauben nicht an die Möglichkeit ihrer radikalen Umgestaltung. Sie sind der Meinung, dass es hier nur ein „entweder — oder“ gebe. Entweder — ihren spezifischen Vorteilen zuliebe —

die langsame, sichere Handweberei an den verbesserten und vervollkommeneten Stühlen, oder — die geschlossene Fabrik. Aber niemals ein Zwitterding!

* * *

So sind die Aussichten für die nächste Zukunft ziemlich trübe. In welchem Masse sich die Hausweberei von den Schlägen, die sie in diesem Jahre getroffen haben, erholen wird, das hängt namentlich von der in der Seidenindustrie allmächtigen Herrscherin, der Mode, ab.

Die Einschränkung der Produktion, so wurde richtig hervorgehoben, kann doch nur eine vorübergehende Massregel sein ¹⁾.

Sollte nun aber die Ungunst der Mode längere Zeit andauern, so würde den Zürcher Fabrikanten nur ein Ausweg übrigbleiben: die Fabrikation der Massenware, mehr als es bis jetzt geschehen, in den Hintergrund zu drängen, sich in höherem Masse auf „Nouveautés“ einzurichten. Man müsste in erster Linie danach streben, den Sprüngen der Mode rascher zu folgen.

Damit aber würde zu gleicher Zeit die Entscheidung fallen, denn dazu wäre ausschliesslich die mechanische Weberei im stande und niemals die schwerfällige und zum grössten Teil auf einfache Artikel angewiesene Hausindustrie!

Auf alle Fälle aber ist eine *Ausdehnung* der Hausweberei in der Zukunft ziemlich ausgeschlossen. Es kann sich nur handeln entweder um einen raschen Untergang oder ein langsames, allmähliches Zurückweichen. Die letztere Möglichkeit ist immer noch nicht ausgeschlossen.

Wünschen kann man nur das letztere, gleichgültig, ob man der Hausindustrie absolut pessimistisch gegenübersteht, oder, ob man mit uns zu der Überzeugung gelangt ist, dass auch dieser alten Betriebsform *unter gewissen günstigen Umständen* noch Lichtseiten inne- wohnen können.

¹⁾ N. Z. Z., 22. Oktober 1903.